Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
NR. 82 · (4/2020) Kislew 5781 · € 6,50 · www.nunu.at

Dossier: Israel und die Welt

Neue Friedensverträge und die US-Wahl verändern den Nahen Osten

Musik als Gebet: Unterwegs mit dem Dirigenten Daniel Oren

Bezahlte Anzeige

Find’s raus, frag’ nach, hör’ rein!

Die neue Stadt Wien App, der WienBot
und Stadt Wien Podcast.

Mit der neuen Stadt Wien App hast du die Services der Stadt immer dabei, kannst dich in Echtzeit informieren oder die Gegend erkunden. Der integrierte WienBot beantwortet dir Fragen zur Stadt – von Kurzparkzonen bis zu Amtswegen.
Und was ganz Wien bewegt, erzählt dir unser spannender neuer Stadt Wien Podcast.
Jetzt ausprobieren!

Stadt
Wien

digitales.wien.gv.at/produkte

@ wien.at @ stadtwien @ Stadt_Wien

VON DANIELLE SPERA
HERAUSGEBERIN

Auch das wird vergehen

Am Vorabend des zweiten Lockdowns, erschütterte ein Terroranschlag die Stadt Wien. Vier Menschen wurden aus dem Leben gerissen, 22 verletzt. Der Schock über das brutale Attentat sitzt immer noch tief. Unsere Gedanken sind bei den Opfern und deren Angehörigen.

Terror und Hass dürfen den Zusammenhalt unserer Gesellschaft nicht zerstören. Die große Anteilnahme, das Meer von Kerzen und Blumen an den Orten des Attentats, sind ein Zeichen, dass unsere Gemeinsamkeit ungebrochen stark ist. Gleichzeitig ist es wichtig, sich weiterhin gegen Ressentiments einzusetzen und Vorurteilen entschieden entgegenzutreten. Im Jüdischen Museum ist der fruchtbare Dialog zwischen verschiedenen Kulturen und Religionen ein besonderes Anliegen. Neben den Vermittlungsprogrammen für Schulklassen tragen die seit 2016 angebotenen Programme für Flüchtlinge aus dem Nahen Osten zumindest einen kleinen Teil zur Integration bei. Diese Programme werden wir mit Sicherheit noch ausbauen. Gerade jetzt.

In den vergangenen Wochen haben uns einige wertvolle Menschen für immer verlassen. Drei Zeitzeuginnen, die wichtige Instanzen der Erinnerung darstellten: Helga Pollak-Kinsky (geb. 1930), die als Jugendliche Theresienstadt und Auschwitz überlebte und darüber ein berührendes Tagebuch schrieb. Dora Schimanko (geb. 1932), die durch einen Kindertransport nach England gerettet wurde, erzählte in dem Buch *Warum so und nicht anders* die Geschichte ihrer Familie, der Schiffs. Kitty Sinai (geb. 1924) erlebte als junges Mädchen aus unmittelbarer Nähe die Novemberpogrome in Wien und wurde zur Zwangsarbeit verschleppt. Alle drei setzten sich unermüdlich für Dialog und Verständigung ein. Gemeinsam war ihnen – trotz oder vielleicht wegen all ihrer Erlebnisse – der humorvolle und vor allem positive Blick auf das Leben und die Welt. Dies soll uns als Vorbild dienen, besonders in dieser herausfordernden Zeit.

In vielen Ländern der Welt arbeiten kleine Gruppen von Wissenschaftlern in einer noch nie dagewesenen weltweiten Vernetzung an der Entwicklung einer Impfung. Das gibt uns die Zuversicht, dass auch die schwierige Zeit, in der wir uns momentan befinden, vorübergehen wird. Daran denken wir zu den kommenden Feiertagen: beim Entzünden der Chanukkalichter oder zu Weihnachten. Diese Ausgabe von NU soll Ihnen bei diesen Gedanken viel Zerstreuung bieten. In diesem Sinn wünschen wir Ihnen ein fröhliches Fest, Chanukka Sameach!

VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

Gesunde Eigenverantwortung

Eine Pandemie, die unser aller Leben nachhaltig verändert, ein Terroranschlag, der Wien erschüttert und das ganze Land schwer verwundet hat: 2020 war zweifellos ein schwieriges, ja, ein schmerzvolles Jahr für Österreich, für Europa, für den Nahen Osten, für die ganze Welt. Zum Zeitpunkt, da dieses Heft in Druck geht, gibt es seit dem Ausbruch von Covid-19 weltweit knapp 56 Millionen Infizierte, rund 1,5 Millionen Coronapatienten sind bereits gestorben. Harte Bruchlinien der Gesellschaft, Tod, Islamismus, Terrorangst bestimmen unsere Gegenwart und Zukunft, aber auch Zuversicht, Eigenverantwortung, Rücksichtnahme, Solidarität und wissenschaftliche Exzellenz, wie etwa die im Rekordtempo entwickelten Corona-Impfstoffe beweisen.

„Der Mensch ist lösungsbegabt. Wer nicht mit offenen Augen und offenen Ohren in Bewegung bleibt, kann nicht finden, was er sucht und vergibt auch die größte Chance des Lebens – nämlich tolle Dinge zu finden, die man gar nicht gesucht hat", schreibt Markus Hengstschläger in seinem jüngsten Bestseller *Die Lösungsbegabung*. Martin Engelberg hat den vielfach ausgezeichneten österreichischen Spitzenforscher befragt, inwiefern Begriffe wie „Lösungsbegabung" oder „Bildung und Talentmanagement" eigentlich spezifisch jüdische Tugenden sind.

Wie sehr prägen bilaterale Friedensvereinbarungen Israels mit den Vereinigten Arabischen Emiraten, Bahrain und Sudan Gegenwart und Zukunft nicht nur, aber vor allem, in der Region? Und was bedeutet der Machtwechsel in den USA für Israel und für jüdische Menschen in der Diaspora? Neben einer Reihe spannender Interviews, Berichte, Kommentare und Reportagen für unser Dossier über Israels Verhältnis zur Welt freue ich mich ganz besonders über eine Analyse von Guido Steinberg, Nahost- und Terrorismusexperte bei der der Stiftung Wissenschaft und Politik in Berlin. Der in Wien lebende islamische Theologe Abualwafa Mohammed, Vertreter eines zeitgemäßen und europäischen Islam, schreibt über die Auswirkungen dieser nahöstlichen Friedensabsichten auf das Zusammenleben in Europa. Spannend, wie der Schriftsteller David Grossman, der Filmemacher Amos Gitai und der Dirigent Daniel Oren die (kultur-)politische Situation ihres Landes einschätzen.

Wie immer Sie diese Tage begehen, religiös, interkonfessionell oder areligiös, ob Sie Chanukka, Weihnukka, Weihnachten oder gar nichts feiern: Ich wünsche Ihnen eine friedliche, Zeit. Halten Sie Abstand! Bleiben Sie gesund!

Inhalt

Aktuell

Wo bleibt der Aufschrei intellektueller, liberaler Eliten?
Nach dem Terrorattentat in Wien äußern sich Österreichs üblicherweise diskursfreudige Intellektuelle verblüffend zurückhaltend.
Kommentar von *Andrea Schurian*
Seite 6

It's a Big Deal
Aus Österreich vertriebene NS-Überlebende und deren Nachkommen können die österreichische Staatsbürgerschaft zurückerlangen.
Von *Michael J. Reinprecht*
Seite 9

„Es gibt noch eine große Verbundenheit"
Peter Launsky-Tieffenthal, Generalsekretär für auswärtige Angelegenheiten, zum novellierten Staatsbürgerschaftsgesetz.
Von *Michael J. Reinprecht*
Seite 11

Anpassung an die moderne Welt
Or Chadasch ist eine kleine Minderheit innerhalb der jüdischen Gemeinde Wiens. Ein Plädoyer, warum die Stadt das liberale Judentum braucht.
Von *Eric Frey*
Seite 12

„Wir wollen den positiven Spirit weitergeben"
Vor hundert Jahren wurde die Women's International Zionist Organization (WIZO) gegründet. Ein Gespräch mit den Vorstandsmitgliedern von WIZO Österreich.
Von *René Wachtel*
Seite 15

Fest der Lichter
Gedanken zur religiösen Bedeutung des Chanukka-Festes.
Von *Fritz Rubin-Bittman*
Seite 18

Wozu braucht man Regeln
Von der Quarantäne in den Lockdown: Ein persönlicher Erfahrungsbericht aus Israel
Von *Deborah Engelberg*
Seite 19

Dossier: Israel und die Welt

Gemeinsam gegen den Feind
Die neue Allianz zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten sowie Bahrain richtet sich gegen den Iran. Sie bedeutet das Ende eines künftigen palästinensischen Staates.
Von *Guido Steinberg*
Seite 22

Israel: Singapur des Nahen Ostens – und noch viel mehr
Kommentar von Martin Engelberg
Seite 24

Weitgehend abwesend
Nachkommen von Juden aus arabischen Ländern bilden einen großen Teil der israelischen Bevölkerung. Deren gelungene Integration ist einer der Gründe für ihre geringe Beachtung in der Diskussion über die Konflikte im Nahen Osten.
Von *Stephan Grigat*
Seite 25

Frieden braucht Mut
Ehrlichkeit wird über alle Religionen und Weltanschauungen hinweg als ein Grundwert gepriesen.
Von *Abualwafa Mohammed*
Seite 27

„Israel ist ein Partner für die gesamte Region"
Ibrahim Salim Al Musharrakh, Botschafter der Vereinigten Arabischen Emirate in Wien, im Gespräch über den neuen Friedensvertrag mit Israel.
Von *Michael J. Reinprecht*
Seite 29

Normaler Pragmatismus
Warum die Ankündigung einer „Normalisierung" der Beziehungen zwischen Israel und den VAE keine Überraschung ist.
Von *Johannes Gerloff*
Seite 30

Allianz auf dem Prüfstand
Nur ein Fünftel der jüdischen Wähler stimmte für Donald Trump. Was Joe Bidens Wahlsieg und Trumps Abwahl für US-amerikanische Juden und den Nahen Osten bedeutet.
Von *Eric Frey* und *Peter Frey*
Seite 32

Das Ende einer besonderen Freundschaft
In Israel herrscht Nervosität: Mit der ungewöhnlichen Amtszeit von Donald Trump endet zugleich eine einzigartige Partnerschaft mit den USA.
Von *Tim Cupal*
Seite 34

„Wer bin ich ohne diesen Hass?"
In seinem neuen Roman „Was Nina wusste" rückt David Grossman drei Frauen und ein Familiengeheimnis in den Mittelpunkt. Ein Gespräch über den Mut zu einem Friedensprozess im Nahen Osten.
Von *Maria Sterkl*
Seite 36

Unterwegs mit

Daniel Oren
Der israelische Stardirigent ist an internationalen Opern- und Konzerthäusern zuhause und leitet die bedeutendsten Orchester. Derzeit ist er allerdings nur via Skype in der Welt unterwegs.
Von *Andrea Schurian*
Seite 39

Kultur

Die zwei Seiten des Spiegels
In seinem Roman „Apeirogon" erzählt Colum McCann anhand einer israelisch-palästinensischen Freundschaft vom Nahostkonflikt. Eine der literarisch und politisch beeindruckendsten Erzählungen des Jahres.
Von *Michael Pekler*
Seite 42

„Ich bin fasziniert und verstört von diesem Land"
Amos Gitai, Dauergast auf internationalen Filmfestivals, meldet sich auch als politischer Filmemacher immer wieder zu Wort. Ein Gespräch anlässlich seines neuen Films „Laila in Haifa".
Von *Gabriele Flossmann*
Seite 44

Wir Gutmenschen
Der Historiker Rutger Bregman will in „Im Grunde gut" eine neue Geschichte der Menschheit erzählen. Eine Betrachtung aus jüdischem Blickwinkel.
Von *Ronni Sinai*
Seite 47

„Jeder Einzelne kann einen Beitrag leisten"
In seinem Sachbuch „Die Lösungsbegabung" beschreibt der Genetiker Markus Hengstschläger neue Wege, um den großen Herausforderungen für die moderne Gesellschaft zu begegnen. Ein Gespräch über individuelle und kollektive Strategien.
Von *Martin Engelberg*
Seite 48

In der Höhle des Feindes
Moshe Zonder gilt als einer der wichtigsten Drehbuchautoren und Produzenten des israelischen Serienfernsehens. Mit „Tehran" hat der Showrunner neuerlich einen Coup gelandet.
Von *Michael Pekler*
Seite 50

„Der jüdische Freund als Feigenblatt"
Mit „Schönes Schlamassel" hat der österreichische Regisseur Wolfgang Murnberger eine Philosemitismus-Komödie gedreht. Ein Gespräch über Mitläufertum während und nach der Nazizeit und prägende jugendliche Erfahrungen.
Von *Gabriele Flossmann*
Seite 51

Ludwig
Ein angesehener Theologieprofessor aus Kärnten wird 1913 als Vizerektor des österreichischen Pilgerhospizes nach Jerusalem berufen – und landet in einer ihm fremden orientalischen Welt. Eine Leseprobe aus dem jüngst erschienenen Debütroman „Ludwig" des NU-Autors Michael J. Reinprecht
Seite 53

Hundert Mal Judentum
In ihrem jüngst erschienene Buch „100 x Österreich: Judentum" veranschaulicht veranschaulicht die Direktorin des Jüdischen Museums Wien, NU-Herausgeberin Danielle Spera, österreichisch-jüdische Geschichte anhand hundert ausgewählter Themen aus Wissenschaft, Kunst, Medizin, Sport und Politik. Ein Auszug.
Seite 54

Unser Mittelalter! Die erste jüdische Gemeinde in Wien
Eine neue permanente Ausstellung im Museum Judenplatz ab März 2021.
Seite 56

Zeitgeschichte

Wie Figuren auf einer Bühne
Mit „Onkel Ottos Papiertheater" hat die Journalistin Brigid Grauman ihre Familiensaga festgehalten. Und erweist sich dabei vor allem als hervorragende Erzählerin.
Von *Michael Pekler*
Seite 57

„Der Umgang mit dem Holocaust hat sich verändert"
Wie bildet man die Schoah ab? Was bedeutet es für die Wissensvermittlung, dass die Zeitzeugen aussterben? Ein Gespräch mit Ido Bruno, Direktor des Israel Museums in Jerusalem.
Von *Danielle Spera*
Seite 58

Das vorletzte Wort

Das Toleranz-Paradoxon
Ob der Mensch ein guter ist, man weiß es nicht. Sicher ist, dass *Ronni Sinai* und *Nathan Spasić* nicht Kantor und Innenminister werden wollen.
Seite 60

Rabbinische Weisheiten

Eine neue Verfassung
Von *Paul Chaim Eisenberg*
Seite 61

© WIKI COMMONS

Mit den Friedensverträgen zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten, Bahrain und Sudan wird ein neues politisches Kapitel aufgeschlagen. Ein Dossier zum Thema ab Seite 21.

Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Nächste Ausgabe: März 2021.
Auflage: 4.700

TITELBILD:
© ARIEL SCHALIT / EPA / picturedesk.com

Kontakt
Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

Bankverbindung
IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

Sie sind an einem Nu-Abonnement interessiert?
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:

Österreich:	Euro 22,–
Europäische Union:	Euro 25,–
Außerhalb der EU:	Euro 28,–

Abo-Service, Vertrieb & Anzeigen
Ronni Sinai, ronni.sinai@nunu.at

Wo bleibt der Aufschrei intellektueller, liberaler Eliten?

KOMMENTAR VON ANDREA SCHURIAN

„Wehre den Anfängen! Zu spät wird die Medizin bereitet, wenn die Übel durch langes Zögern erstarkt sind", heißt es in Ovids *Remedia amoris*.

Am 2. November zog ein Gotteskrieger los, um im Namen Allahs eine Blutspur durch die Wiener Innenstadt zu ziehen. Er tötete vier Menschen, zahlreiche Männer und Frauen wurden verletzt, ehe er selbst von einer Spezialeinheit der Polizei erschossen wurde. Für seinen Angriff wählte der 20-jährige Jihadist die Gegend rund um die Seitenstettengasse, das Herz des jüdischen Wien. Die Bundeshauptstadt und das Land waren im Schock, seither wird ermittelt und verhaftet, werden Muslimbruderschaften ausgehoben und Millionenbeträge sichergestellt. Die gravierenden Pannen bei der Überwachung des IS-Sympathisanten aus der Donaustadt werden genau untersucht werden müssen; das Bundesamt für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung (BVT) hat schwer geschlampt, vor allem auch das Wiener Landesamt (LVT Wien).

Ein junger Mann, der ein Jihadistentreffen in Wien veranstaltet und wenige Tage später Munition in Bratislava kaufen möchte (beides war dem LVT Wien bekannt): War Österreich nicht spätestens seit den Morden in Frankreich alarmiert? Nachdem ein junger Tschetschene im Namen Allahs in einem Vorort von Paris einem Lehrer auf offener Straße den Kopf abschnitt, weil dieser im Staatskundeunterricht anhand der Mohammed-Karikaturen über Meinungsfreiheit reden wollte, blieb Österreichs Intelligenzija gespenstisch still. Auch zwei Wochen später, als in Südfrankreich ein tunesischer Flüchtling mit abschlägigem Asylbescheid eine Kirchgängerin köpfte und zwei weitere Menschen erstach, gab es keinen lautstarken Aufschrei von Österreichs politischen, (links-)intellektuellen, liberalen Eliten oder auch der muslimischen Zivilgesellschaft. Keinen Schweigemarsch. Keine Betroffenheitsprosa. Keine Unterschriftenlisten gegen Salafismus und Gotteskriegertum. Zu groß die Angst, in einer rassistischen, islamfeindlichen, rechtsradikalen Meinungskloake mitzuschwimmen, die Flüchtlingsdebatte in noch rechtere Gewässer umzuleiten und alle – großteils friedlichen – Muslime unter Generalverdacht zu stellen. Das Totschlagargument Islamophobie wirkte – bisher zumindest – verlässlich.

Gleichzeitig erschwert ein akademischer Streit über den Begriff „politischer Islam" die Debatte. Der Islamwissenschaftler Rami Ali etwa lehnt ihn als gänzlich unbrauchbaren Begriff ab, da es keine funktionierende Definition dafür gäbe. Mouhanad Khorchide, der als Leiter des wissenschaftlichen Beirats die von der Bundesregierung eingesetzte „Dokumentationsstelle Politischer Islam" berät, erachtet den Begriff der Islamophobie für gefährlichen Humbug, den des Politischen Islam hingegen für sinnvoll und notwendig. In seinem aktuellen Buch *Gottes falsche Anwälte* spricht er sogar von einem Verrat am Islam: Der ursprüngliche Gedanke des Propheten Mohammed sei durch politische Machtkämpfe pervertiert worden, die Kalifen hätten ein autoritäres Gottesbild geschaffen, um ihren politischen Machtanspruch zu legitimieren, wodurch die Liebe und Barmherzigkeit Gottes auf der Strecke blieben. Der im Libanon geborene österreichische Islamwissenschafter wurde von Österreichs muslimischer Community als Nestbeschmutzer beschimpft, sein Vertrag als Religionslehrer von der Islamischen Glaubensgemeinschaft nicht verlängert. Seit 2010 bildet er am Zentrum für islamische Studien (ZIT) in Münster Religionslehrer aus.

Die grüne Bildungssprecherin Sibylle Hamann fand nach den Attentaten in Frankreich noch beschwichtigende Worte: Die Milieus der Grande Nation würden deutlich krasser auseinanderklaffen, als man es hierzulande kenne. Sie vergaß allerdings ein wichtiges Wort, nämlich: „noch". Denn auch in Österreich existierten auch schon vor dem Attentat Parallelwelten; verweigern muslimische Männer den Lehrerinnen ihrer Kinder den Handschlag; bedrohen selbst ernannte Tugendwächter muslimische Mädchen, die kein Kopftuch tragen; verwüstete ein 31-jähriger Syrer, der seit 2013 als anerkannter Flüchtling in Österreich lebt und der Juden und Homosexuelle hasst, das jüdische Gemeindezentrum in Graz mit pro-palästinensischen Parolen, ging mit einem Prügel auf den Präsidenten der jüdischen Gemeinde los und suchte auch einen Schwulentreff heim; gibt es Zwangsverheiratungen, hasspredigende Imame und Muslimbrüder, die Europa „ohne Schwert

und ohne Kampf“ erobern wollen, weil der Westen in einem miserablen Zustand aus Unmoral, Materialismus und Promiskuität sei und vom Islam aus diesem Elend befreit werden müsse. „Europa wird keinen Lebensretter, kein Rettungsboot außer dem Islam finden“, sagt etwa Yusuf al-Qaradaw, einer der Vordenker der Muslimbruderschaft.

Sibylle Hamanns Parteikollegin, die Wiener Grünen-Chefin Birgit Hebein, fand richtige Worte: „Jetzt heißt es näher zusammenzurücken. Dieser feige Terror möchte einen Keil in unsere Gesellschaft treiben. Das werden wir nicht zulassen – weder heute noch in den nächsten Tagen.“. Wenige Wochen vorher nannte sie es „Dirty Campaigning“, als öffentlich wurde, dass Abdelati Krimi, der letztgereihte Kandidat auf der grünen Wienwahl-Liste, auf einem arabischsprachigen Facebook-Sender durchblicken ließ, er habe mehr für die Gesetze des Koran übrig als für jene Österreichs („obwohl wir gegen die Gesetze dieses Landes sind“). Okay, grüner Einzelfall. Halb so wild. Augen zu? In vielen islamischen Ländern steht auf Gotteslästerung die Todesstrafe. Vor mehr als 30 Jahren, am 14. Februar 1989, verhängte der iranische Staatschef, Ayatollah Khomeini, die Fatwa über Salman Rushdie; laut iranischer Nachrichtenagentur Fars erhöhten vierzig staatliche iranische Medien im Februar 2016 das Kopfgeld um 600.000 Dollar auf insgesamt mittlerweile fast vier Millionen Dollar. Auch in Österreich ist die Herabwürdigung religiöser Lehren strafbar. 1968 kämpften Studentinnen und Studenten gegen autoritäre Struk-

© HELMUT FOHRINGER / APA / PICTUREDESK.COM

19. November 2020: Ein Kerzen- und Blumenmeer an einem der Tatorte in der Seitenstettengasse vor der Synagoge in der Wiener Innenstadt.

turen, Prüderie und Bigotterie, für freie Sexualität, Emanzipation, straffreien Schwangerschaftsabbruch. Und heute? Verwenden die (Enkel-)Kinder der 68er zwar brav den Asterisk vulgo Genderstern. Aber statt für die ersatzlose Streichung des Blasphemie-Paragrafen und einen laizistischen Staat auf die Straße zu gehen, verteidigen sie stockkonservative, homophobe, intolerante Religionsideologien, wobei der Islam einen besonderen Artenschutz genießt.

Uneingeschränkte Toleranz führe notwendigerweise zum Verschwinden derselben, warnte der aus Österreich gebürtige Philosoph Karl Popper (1902–1994), der – den „Anschluss" Österreichs an Nazideutschland vorhersehend – 1937 nach Neuseeland ins Exil ging: „Denn, wenn wir die unbeschränkte Toleranz sogar auf die Intoleranten ausdehnen, wenn wir nicht bereit sind, eine tolerante Gesellschaftsordnung gegen die Angriffe der Intoleranz zu verteidigen, dann werden die Toleranten vernichtet werden und die Toleranz mit ihnen" (aus: *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*, 1945). Sechzehn seiner Familienmitglieder wurden übrigens von den Nazis ermordet. Wer Poppers Toleranz-Paradoxon in Islam-Debatten wirft, landet allerdings schneller im rechten Abstelleck, als er nach links abbiegen kann. Auch aus Gründen falsch verstandener politischer Korrektheit wird bei islamistisch motivierten Anschlägen flott relativiert, werden rechte Extremisten versus islamistische Terroristen aufgerechnet und Schuldige gesucht: Mehrheitsgesellschaft, Schulsystem, mangelnde Aufstiegschancen.

Ja, eh. Das trifft freilich auch auf rechte Unterschichtler zu, die vom Globalisierungs- und Modernisierungsschub ebenso ins Abseits befördert wurden wie die Generation Haram. Vermutlich gehen Rechte und Islamisten sowieso eingehakt zu jeder Anti-Israel-Demonstration. Nicht zu vergessen die in linksintellektuellen Wohlstandsblasen beheimateten Israel- und Judenfeinde, die – à la Ex-Labourchef Jeremy Corbyn – von Hamas und Hisbollah als Bewegungen für soziale Gerechtigkeit und Frieden im Nahen Osten daherplauschen. Sascha Lobo, deutscher Blogger und Mit-Initiator der Charta der Digitalen Grundrechte der EU, schreibt in einer *Spiegel*-Kolumne von „Verniedlichungsrassismus", wenn Muslime als „mitleidpflichtiger Migrantenmonolith" aus der Verantwortung für ihr Handeln entlassen werden. Und der deutsche Jusos-Bundesvorsitzende, Kevin Kühnert, fordert, dass die politische Linke endlich ihr Schweigen beenden müsse, „weil es insbesondere ihre proklamierten Werte sind, die bei ausnahmslos jedem Terroranschlag mit Füßen getreten, mit Messern erdolcht und mit Sprengsätzen in die Luft gejagt werden."

Frankreich ist das europäische Land, das seit Mitte der 1990er Jahre am stärksten unter (selbst-)mörderischen Salafistenbanden zu leiden hat. Hunderte Menschen sind den Gotteskriegern bei Terroranschlägen zum Opfer gefallen, 30.000 französische Juden aus Angst vor muslimischem Antisemitismus nach Israel ausgewandert. Anfang des Jahres machten französische Sicherheitsdienste bereits 150 Territorien im Land aus, die sich in Islamistenhand befänden und wo der Schleier für Frauen eine Art Versicherungspolizze sei, um nicht geschlagen oder vergewaltigt zu werden.

Die französische Feministin Elisabeth Badinter fordert nun Gesetzesänderungen, damit gegen Islamisten ein „ideologischer Krieg" geführt werden könne. Eine pazifistische Lösung erachte sie seit dem grausamen Mord an Samuel Paty als unmöglich.

Die Frontstellung von Anti-Rassisten und Anti-Islamisten habe bereits manche in die politische Heimatlosigkeit getrieben, hieß es schon vor ein paar Jahren in der linken Berliner Wochenzeitung *Jungle World*. Im Kopftuch ein feministisches Symbol zu sehen sei ebenso absurd wie zu glauben, dass das Aufwachsen in frauenverachtenden Gesellschaften keinerlei Einfluss auf das Verhalten gegenüber Frauen habe. „Aber noch viel absurder ist es, diejenigen als Rassisten zu beschimpfen, die das Offensichtliche aussprechen. Es wird Zeit, auch politisch aufzuzeigen, wie sich rechte und islamistische Ideologien gleichen."

Liberale Musliminnen und Muslime tun genau dies, riskieren dabei ihr Leben – und werden beschuldigt, sie würden sich von rechter Seite instrumentalisieren lassen.Die deutsch-türkische, muslimische Frauenrechtlerin Seyran Ateş , die Menschenrechtsaktivistin Saïda Keller-Messahli, die Politologin Elham Manea und der Islamwissenschaftler Abdel-Hakim Ourghi sind von einer Fatwah bedroht. Mimoun Azizi, eines der Gründungsmitglieder der liberalen Ibn-Ruschd-Goethe-Moschee, erklärte wenige Tage nach deren Eröffnung, dass er sich nur als Tarnung unter die „selbsterklärten Reformmuslime" gemischt habe, um eine politikwissenschaftliche Untersuchung über „Islamkritik, Islamhass und Islamophobie" durchzuführen. Da er und seine Familie in der Vergangenheit mehrfach von islamischen Fundamentalisten bedroht worden waren, wird spekuliert, dass dieser Widerruf unter Zwang erfolgte.

Die von Muslimen verübte Gewalt habe viel mit dem zu tun, was sie in ihren Gemeinschaften als akzeptabel dulden, schreibt Murat Kayman in der Zeit. Der Mitbegründer der Alhambra-Gesellschaft für Musliminnen und Muslime mit europäischem Selbstverständnis vermisst nach den Attentaten klare Worte muslimischer Verbände: „Selbst das wenige, das gesagt wurde, folgte einer Dramaturgie, die mittlerweile wie eine ritualisierte Betroffenheitsfolklore wirkt. Man habe doch all die Jahre immer und immer wieder erklärt, dass solche Taten nichts mit dem Islam zu tun haben! Am Ende des Tages bedeutet Islam Frieden, und Allah allein weiß, weshalb Menschen plötzlich auf die Idee kommen, anderen die Kehle durchzuschneiden. Ich kann diesen öffentlich reproduzierten ignoranten Fatalismus der muslimischen Dachverbände nicht mehr hören."

It's a Big Deal

© ÖSTERREICHISCHE BOTSCHAFT LONDON

Karen Haidinger-Ramos mit Botschafter Michael Zimmermann in London.

© ÖSTERREICHISCHE BOTSCHAFT WASHINGTON

Craig Morse mit seinem Sohn und US-Botschafter Martin Weiss.

Aus Österreich vertriebene NS-Überlebende und deren Nachkommen können seit September die österreichische Staatsbürgerschaft zurückerlangen. Eine freudig angenommene Änderung und wichtiges Signal der Wiedergutmachung.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

Karen Haidinger-Ramos strahlt. Das spürt man sogar am Telefon. Seit Anfang November hält die 40-jährige Unternehmerin aus London den österreichischen Pass in Händen. Aus beruflichen Gründen ist sie erst vor ein paar Jahren nach England gezogen – aus Rio de Janeiro, wohin es ihren Großvater Kurt und dessen Bruder verschlug, die Österreich bereits 1936 in Richtung Brasilien verlassen hatten. Später gelang es den beiden, ihre Mutter Rosa nachkommen zu lassen.

„Mein Großvater war ein begnadeter Eistänzer, für Engelmann und den Wiener Eislaufverein hatte er einige Preise gewonnen", so die stolze Neo-Österreicherin im Gespräch. Die Sportlerkarriere dürfte auch entscheidend dazu beigetragen haben, dass Kurt Haidinger die drohenden Gewitterwolken des Nazi-Terrors früh erkannte und beschloss, das Land zu verlassen. Bei der Vorbereitung zur Anzeige nach dem neuen Staatsbürgerschaftsgesetz sei die weitverzweigte Familie zusammengesessen, so Haidinger-Ramos, und zwar persönlich und online, man habe gemeinsam Dokumente gesucht und in Erinnerungen gekramt. Zahlreiche Familienmitglieder in Brasilien und in Peru wollen jetzt den österreichischen Pass nach dem neuen Gesetz. Später plane man eine große „Family Reunion" in Wien.

Karen Haidinger-Ramos ist nur eine von vielen Nachkommen österreichischer Nazi-Opfer, die seit September die Möglichkeit haben, ihre durch die Flucht der Vorfahren verlorene österreichische Staatsbürgerschaft wiederzuerlangen – und zwar unbürokratisch, durch eine einfache Anzeige. Im Wiener Außenamt am Minoritenplatz rechnet man mit bis zu 100.000 „neuen" Österreichern. Vielleicht kommt es auch zu einem Erstarken der österreichischen jüdischen Gemeinden. In den Botschaften in London, Washington und Tel Aviv freuten sich jedenfalls die ersten, die ihre Urkunde erhalten haben. Grundlage dafür ist die im Oktober 2019 vom Nationalrat mit den Stimmen aller (!) Parteien beschlossene Änderung des Staatsbürgerschaftsgesetzes, die es NS-Opfern – so sie noch leben – und deren Nachkommen ermöglicht, die österreichische Staatsbürgerschaft (wieder) zu erhalten, ohne den aktuellen Pass abgeben zu müssen.

Gemeinsam an einem Strang

Der Begriff der „Nachkommen" wurde jetzt auf Adoptivkinder erweitert, ausgedehnt wurde außerdem die Frist der Ausreise beziehungsweise der Flucht: Die neue Regelung umfasst nun auch Personen, die aufgrund der Verfolgung das Bundesgebiet bis 15. Mai 1955 verlassen mussten. Und die Novelle schließt nun auch Menschen mit ein, deren Vorfahren Staatsangehörige aus Staaten der ehemaligen Donaumonarchie waren, sofern sie ihren Hauptwohnsitz in der Republik Österreich hatten.

In Kraft getreten ist die Novelle am 1. September, seitdem läuft die Aktion. Doch schon in der Vorbereitungszeit haben die Partner – IKG, der Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus, Ministerien, die MA 35 der Stadt Wien (die

für nicht in Österreich geborene bzw. wohnhafte Personen die Bearbeitung der Anträge übernommen hat) – gemeinsam an einem Strang gezogen. „Wir alle arbeiten mit Herzblut daran", tönt es aus dem Außenministerium.

Dass bereits im Vorfeld alles für ein Online-Verfahren vorbereitet wurde, macht sich nun in Corona-Zeiten bezahlt: Der Fragebogen zur Vorbereitung der Anzeigelegung ist professionell ausgearbeitet, die Website höchst benutzerfreundlich. Denn die Interessenten sollen sich „abgeholt fühlen", wie es am Minoritenplatz heißt. „It's a big deal", so Sven Wagner, Sonderberater des Generalsekretärs Botschafter Peter Launsky-Tieffenthal (*siehe Interview*). Mit bis zu hunderttausend Interessenten rechnet man hier, bis Mitte Oktober hatten in den USA bereits viertausend Nachkommen von Opfern des Nazi-Terrors ihre Fragebögen ausgefüllt, in Israel dreitausend.

Lange Verbundenheit

So wie Ben Zion Lapid, geboren in Wien, der „Hansi aus Hernals", wie er sich selber nennt. Er ist der erste israelische Neo-Österreicher nach dem neuen Gesetz. „Für mich schließt sich ein Kreis", erzählte der 84-Jährige dem *Standard*, „und die Enkerln und die Kinder freuen sich." Er hätte sich immer interessiert für das, was in Österreich passiere, auch wenn Israel sein Zuhause geworden sei. „Ich spreche ja noch Deutsch. Ich wünschte nur, ich könnte die Staatsbürgerschaft noch meiner Mutter weitergeben oder meinem Vater."

Auch Elia Barkei spricht gut Deutsch. Das war ihr und ihrer Mutter wichtig. „Meine Mutter war 15 Jahre alt, als sie Wien verlassen musste. Ich selbst bin ja in Israel geboren." Mit Österreich sei sie seit Längerem eng verbunden, ein Teil der Familie lebe hier. NU erreicht sie zu einem abendlichen Gespräch telefonisch in Tel Aviv, ihre Enkel laufen durch die Wohnung, lärmen. Es herrscht fröhliche Stimmung. „Ich denke, diese Aktion ist der richtige Schritt", so Elia Barkei. „Denn meine Mutter Lotte war in erster Linie Österreicherin und dann Jüdin. Wäre die NS-Herrschaft nicht gekommen, wäre meine 1923 geborene Mutter sicherlich in Wien geblieben." Aber 1939 wurde Lotte Krug von ihren Eltern nach Palästina geschickt, ihr Vater später in Buchenwald ermordet. „Sie hat ihre Erinnerungen an das Wien vor 1938 gerne mit uns geteilt: die Parks, die Theater, die Donau im Sommer und Skifahren im Winter. Aber der ‚Anschluss' hat ihr Leben verändert, Freunde kehrten ihr den Rücken zu. Deshalb ist diese österreichische Initiative auch eine Anerkennung für meine Mutter, die einst ihre Heimat gegen ihren Willen verlassen musste – und ihre Familie. Ich hätte ihr gewünscht, sie hätte dies noch erleben können. Sie ist vor drei Jahren 94-jährig gestorben."

Als Hannah Liko, Österreichs Botschafterin in Israel, Elia Barkei im Vorfeld fragte, ob sie in einem Telefonat ihre Freude über die neu gewonnene Staatsbürgerschaft mit NU teilen wolle, sagte die 65-jährige Israelin sofort zu. „Es ist eine super Aktion", so die Botschafterin. „Es ist mir ein Herzensanliegen, den Interessenten hilfreich zur Hand zu gehen." Die neue Möglichkeit, komplikationslos die österreichische Staatsbürgerschaft zu erhalten, ohne dabei den israelischen Pass abgeben zu müssen, sei auch von den israelischen Medien lobend aufgenommen worden.

Späte Wiedergutmachung

Wie Ben Zion Lapid in Israel war auch Craig Morse der Erste. Freudig hatte der österreichische Botschafter in den USA, Martin Weiss, bereits am 1. September das Foto von der Verleihung der Staatsbürgerschaft an den 51-jährigen Geschäftsmann aus Washington auf Twitter gepostet. Stolz hält Craig die Urkunde in Händen, im Hintergrund sein Sohn. „Wissen Sie, das ist für mich eine Art von Wiedergutmachung. Der österreichische Pass wurde meiner Familie gestohlen und unsere Identität, unsere Existenz ausradiert", schreibt Craig Morse an NU. Um später am Telefon hinzuzufügen: „Meine Großeltern haben den NS-Terror hautnah erlebt, es ist ihnen in letzter Minute gelungen, das Land zu verlassen, bevor es zu spät war. Ich bin der Republik Österreich sehr dankbar für diese Initiative, die ihnen nun zurückgibt, was ihnen genommen wurde."

Oder, wie es Karen Haidinger-Ramos formuliert: „Selbst wenn man die Geschichte nicht ungeschehen machen kann, bringt diese wunderbare Initiative gerade in so schwierigen Zeiten wie diesen Hoffnung, dass vergangenes Unrecht nicht vergessen wird. Und es ist ein Beitrag, dass sich die Geschichte nicht wiederholt."

Informationen: www.restitution.or.at/schwerpunkte/s-anliegen-staatsbuergerschaft.html

© KAREN HAIDINGER-RAMOS

Kurt Haidinger, begnadeter Eiskunstläufer aus Wien, verließ Österreich 1936.

„Es gibt noch eine große Verbundenheit“

© PARLAMENTSDIREKTION / THOMAS JANTZEN

Erkennt in der Novelle einen weiteren Schritt zur Wahrnehmung der historischen Verantwortung Österreichs: Peter Launsky-Tieffenthal.

Die Novelle des Staatsbürgerschaftsgesetzes ermöglicht Nachkommen von österreichischen Nazi-Opfern die österreichische Staatsbürgerschaft. Ein Gespräch mit Peter Launsky-Tieffenthal, Generalsekretär für auswärtige Angelegenheiten.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

NU: Herr Generalsekretär, mit der Novelle des Staatsbürgerschaftsgesetzes können Nachkommen österreichischer Nazi-Opfer die Staatsbürgerschaft erlangen. Was ist das Besondere an dieser neuen Bestimmung?

Peter Launsky-Tieffenthal: Es ist eine schöne Aufgabe, die das Außenamt hier übernommen hat. Es ist Ausdruck von Österreichs Anliegen, seine Verbundenheit mit den Überlebenden und Nachfahren der Opfer des NS-Terrors zu begründen. Es ist auch ein weiterer Schritt zur Wahrnehmung der historischen Verantwortung Österreichs.

In unseren Gesprächen mit Menschen, die nun die österreichische Staatsbürgerschaft (wieder)erlangt haben, zeigte sich eine nach wie vor vorhandene Nähe zu Österreich, trotz der Traumata, die ja in die zweite und dritte Generation nachwirken. Haben Sie diese Rückmeldung auch?

Ja, und ich gehe davon aus, dass wir mit dieser Aktion auch den Nachfahren der Opfer die Möglichkeit bieten, ihre Verbundenheit mit Österreich zum Ausdruck zu bringen. Denn die Überlebenden und ihre Nachkommen haben – trotz ihrer traumatischen Kindheitserinnerungen – oft eine emotionale Verbindung mit Österreich. Dem wollen wir entsprechen. Gerade bei den Kindern und Enkeln der Nazi-Opfer, die diese schrecklichen Erfahrungen nicht selbst gemacht haben und oft in einem sehr österreich-kritischen Umfeld aufgewachsen sind, ist das Interesse an der österreichischen Staatsbürgerschaft bedeutsam, weil es zeigt, dass es noch eine Verbundenheit gibt.

Sie sprechen von einem weiteren Schritt zur Wahrnehmung der historischen Verantwortung Österreichs. Da drängt sich die Frage nach dem Zeitpunkt auf: Warum wurde dies nicht bereits vor dreißig, vierzig Jahren ermöglicht?

Dank der Arbeit des Nationalfonds und des Restitutionsfonds ist ja bereits in den vergangenen zwanzig Jahren einiges getan worden. Aber vergessen wir nicht: Am Anfang der innerösterreichischen Debatte in den 1980er Jahren standen die Beiträge der Kultur, der Theatermacher, der Schriftsteller, der Filmemacher. Die Kultur hat einen ganz wichtigen Anstoß gegeben, auf dem erst die Politik, nun die Verwaltung aufbauen kann. Außerdem denke ich, dass es der Enkelgeneration bedurft hat, die nicht mehr die Scheu hatte, dieses Thema anzusprechen und die Fragen gestellt hat, die schon längst hätten gestellt werden sollen.

Stichwort Verwaltung: Wie bürokratisch läuft das Verfahren ab? Kommen die Beamten der österreichischen Botschaften den Antragstellern hilfestellend entgegen?

Es ist ja kein Antrag, sondern eine Interessensbekundung, das ist der Punkt. Das schlägt sich auch in der Sprache der Fragebögen nieder, die diesen zutiefst persönlichen Schritt widerspiegeln soll.

Also ist diese Interessensbekundung eigentlich eine Art Bekräftigung ...

... der eigentlichen Zugehörigkeit der Opfernachkommen zu Österreich. Es ist eben kein normales Staatsbürgerschaftsverfahren. Wenn es Dokumente, etwa Geburtsurkunden, gibt, dann ist das hilfreich; falls nicht, dann machen die Behörden das. Es gibt keine Deadline, keine Eile. Wir gehen dabei mit viel Empathie, in einer zuvorkommenden, verständlichen Art und Weise vor.

© OR CHADASCH

Kein Vorwand für Diskriminierung: Als eines der Grundprinzipien des progressiven Judentums gilt bei Or Chadasch volle Gleichberechtigung für Männer und Frauen.

Anpassung an die moderne Welt

Or Chadasch bildet eine nahezu verschwindend geringe Minderheit innerhalb der jüdischen Gemeinde Wiens. Ein erklärendes Plädoyer, warum die Stadt das liberale Judentum braucht.

VON ERIC FREY

Juden sind es gewohnt, als Minderheit zu leben, aber nicht unbedingt, eine Minderheit in der Minderheit zu sein. Wer sich in Wien zum liberalen Judentum bekennt, ist das. Or Chadasch, die einzige nicht-orthodoxe Synagoge in Wien, hat nur etwa 130 Mitglieder – eine verschwindend kleine Zahl gegenüber den rund 8000 Mitgliedern der Israelitischen Kultusgemeinde. In den USA stellen liberale Juden die klare Mehrheit, in Frankreich und Großbritannien bilden sie große Gemeinden. In Wien gehört man hingegen zu einem etwas exotischen Grüppchen, das von manchen angefeindet, von anderen belächelt und den meisten einfach ignoriert wird.

Dennoch gibt es gute Gründe, warum ich zu Or Chadasch gehöre – so sehr, dass ich erstmals in meinem Leben an der Spitze einer Organisation stehe und mich seit dem Sommer Präsident nennen darf. Ich tue das, weil ich nicht nur überzeugt bin, dass liberales Judentum der richtige Weg für mich und meine Familie ist, sondern auch, dass das jüdische Wien diese liberale Variante unbedingt benötigt. Und das gilt auch für jene, die sich nicht davon angesprochen fühlen.

Meine Begeisterung für liberales Judentum stammt aus persönlichen Erfahrungen, die fast 40 Jahre zurückgehen. Ich bin in Wien in einer recht normalen jüdischen Familie aufgewachsen – traditionell, aber nicht religiös. Meine Brüder und ich gingen in den Religionsunterricht und machten brav Bar Mizwa. Meine Familie zündete am Freitagabend Kerzen an, betete und tratschte zu den Hohen Feiertagen im Stadttempel. Ich konnte – und kann bis heute – bruchstückhaft Hebräisch lesen und den wichtigsten Gebeten folgen, wusste viel von jüdischer Geschichte und wenig über den Talmud. Im Alter von achtzehn Jahren

kam ich als ausländischer Student an eine US-amerikanische Universität und suchte Anschluss bei jüdischen Mitstudierenden. Beim orthodoxen Kabbalat Schabbat fühlte ich mich verloren, beim liberalen Gottesdienst sofort zuhause. Und es war der Hillel-Direktor, der konservative Rabbiner Eddie Feld, der mich emotional und spirituell in seine Arme nahm. Seine wunderbare Stimme, mit seinen berührenden Gesängen und so klugen Predigten, ist mir bis heute im Ohr.

Religion im Wandel

In Frankfurt, wo ich nach dem Studium einige Jahre lebte und arbeitete, ging ich in die Synagoge der US-Armee, die ebenfalls der konservativen Bewegung angehörte. „Conservative Judaism" ist die etwas traditionellere Richtung im amerikanischen liberalen Judentum, während sich „Reform Judaism" noch stärker von der Orthodoxie abgrenzt. Beide sind egalitär: Männer und Frauen haben die gleichen Rechte und Pflichten und nehmen gleichermaßen an allen Gottesdiensten teil.

Als ich 1991 nach Wien zurückkehrte, hatte der Mediziner Theodor Much gerade Or Chadasch gegründet – zum Entsetzen der damaligen IKG-Führung, die sich vor dem Konflikt mit der Orthodoxie fürchtete. Denn für orthodoxe Juden ist das liberale Judentum eine Häresie, die es zu bekämpfen gilt, was vor allem in Israel sogar zu gewalttätigen Auseinandersetzungen führt. Säkulare Juden sind einfach schlechte Juden, die sich nicht an die Gebote halten, aber die Alleinstellung des orthodoxen Glaubens nicht infrage stellen. Liberale Juden hingegen tun genau das: Sie sind überzeugt, dass sich Religion wandeln kann und befürworten ohne schlechtes Gewissen die Anpassung an die moderne Welt.

Für meine Eltern war Or Chadasch eine große Bereicherung. Mein Vater stammte aus einer assimilierten Familie in Budapest und hätte ohne die NS-Verfolgung sein Judentum wohl ganz aufgegeben. Meine Mutter ist nach der Schoa in Mattersburg und Wien religiös aufgewachsen, mein Großvater war fromm und betete in der Misrachi. Aber als 17-Jährige verbrachte meine Mutter ein Jahr als Austauschschülerin bei einer liberalen jüdischen Ärztefamilie in den USA, wo sie erlebte, dass man auch derart ein bewusstes jüdisches Leben führen kann.

Nach ihrer Heirat suchten meine Eltern einen traditionellen Mittelweg; zu wenig für meinen Großvater und zu viel für meinen Vater. Er konnte vor allem nie verstehen, warum er, dem Religion wenig bedeutete, im Stadttempel unten saß, und meine gläubigere Mutter nach oben verbannt wurde. Warum wurde er bei der Bar Mizwa seiner Söhne zur Tora aufgerufen, wo er die Segenssprüche stammelte, warum durfte meine Mutter nicht? Und vor allem: Warum konnten sie Religion nicht gemeinsam erleben?

Streben nach Zugehörigkeit

Or Chadasch machte das möglich, gab ihnen den Rahmen, der zu beiden passte. Mein Vater war im Vorstand aktiv, und als nach seinem Tod vor zwölf Jahren Präsident Much mich bat, seinen Sitz zu übernehmen, sagte ich auch zu, um sein Andenken zu ehren. Wie wenig wusste ich damals, dass Or Chadasch zu einer halben Lebensaufgabe werden würde.

Ich hatte in den vergangenen Jahren viele Diskussionen mit jüdischen Freunden über den Sinn des liberalen Judentums. Die wenigsten lehnen es grundsätzlich ab. Aber für die einen ist Religion so unbedeutend, dass ihnen auch die liberale Spielart nichts bringt. Für die anderen hat Religion so zu sein, wie sie es zu Hause oder bei den Großeltern erlebt haben. Nur orthodoxe Rituale bedienen ihr Herz und Gedächtnis.

Mir ist Religion wichtig, weniger des Glaubens wegen als aufgrund meines Strebens nach Zugehörigkeit und Identität. Zu diesem emotionalen

© OR CHADASCH

Im Einklang mit den Werten und Zielen der Gläubigen: Or Chadasch ist die einzige jüdische Gemeinde in Österreich, die nach den Grundsätzen des Reformjudentums organisiert ist.

Bedürfnis kommt die intellektuelle Suche nach moralischen Werten und einem anständigen Leben. Deshalb ist es mir so wichtig, dass mein Judentum keine anderen Grundwerte verletzt, etwa die Gleichberechtigung der Geschlechter.

So oft die Orthodoxie auch behauptet, Männer und Frauen seien bei ihr gleichwertig, aber verschieden – wir wissen, dass die Doktrin von „separate but equal" ein Vorwand für Diskriminierung ist. Es darf im Jahr 2020 keinen wichtigen Lebensbereich geben, in dem Frauen nur eine Nebenrolle spielen dürfen. Wenn ich mich in meiner journalistischen Arbeit für Gleichberechtigung einsetze, kann ich nicht Ungleichbehandlung in der Religion akzeptieren.

Orthodoxer Stamm, liberale Äste

Mit dreizehn Jahren feierte meine Tochter Isabel ihre Bat Mizwa, mit einer Lesung aus der Tora und einer Rede, in der sie erklärte, wie stolz sie darauf sei, als junge Frau genauso dafür gelernt und erfolgreich ihr Wissen bewiesen zu haben wie ihre gleichaltrigen männlichen Freunde. Ihr Weg zum Feminismus und politischen Aktivismus hat wohl damals begonnen.

In orthodoxen Gottesdiensten fühle ich mich immer als Jude zweiter Klasse, weil ich die Gebete weniger gut beherrsche. Bei Or Chadasch darf niemand dieses Gefühl bekommen, es gibt keine besseren und schlechteren Juden. Deshalb wird durch das Gebetsbuch geführt, und manche Gebete und Psalmen werden auch auf Deutsch oder Englisch gelesen.

Es ist ein Ort, wo Mitglieder der LGBT-Community nicht nur toleriert werden, sondern sich willkommen fühlen, wo nicht-jüdische Partnerinnen und Partner herzlich aufgenommen werden und so dem Judentum näherkommen, und wo interessierte Nichtjuden jüdische Tradition und Glauben kennenlernen können. Woche für Woche entsteht in der kleinen Synagoge am Donaukanal unter der Leitung eines großartigen jungen Rabbiners mit Gebeten, Gesängen und Gesprächen eine ganz besondere Atmosphäre – spirituell, intellektuell, modern und durch und durch jüdisch. Dank der liberalen Auslegung des Judentums ist es in der Corona-Zeit möglich, dass via Zoom jeder an Gottesdiensten teilnehmen kann.

Ich bin mir bewusst, dass ohne die Strenge der Orthodoxie das Judentum die Jahrtausende nicht überlebt hätte. Judentum „light" ist für manche ein erster Schritt zur völligen Assimilation. Aber Judentum ist wie ein Baum: Die Orthodoxie ist der Stamm, der alles zusammenhält; die liberalen Richtungen stellen Äste, Blätter und Blüten dar, die Vielfalt schaffen und dem Baum erst seine Pracht und Größe geben.

Deshalb ist Or Chadasch trotz seiner Kleinheit für Wiens jüdische Gemeinde so wichtig. In einer Zeit des Friedens, in der Juden weder Verfolgung noch Diskriminierung spüren, ist es oft schwierig, der nächsten Generation die Bedeutung von Religion und Identität zu vermitteln. Viele werden sich vom Judentum lösen, wenn es nicht Optionen gibt, bei denen die Religion in Einklang mit ihren anderen Werten und Zielen steht.

Die Orthodoxie mag noch so laut vor Beziehungen und Ehen mit Nichtjuden warnen. Die Realität ist, dass heute viele Junge ihre Partnerwahl nicht auf die eigene Gemeinde beschränken. Wie kann man dafür sorgen, dass deren Kinder als Juden aufwachsen? Die Orthodoxie macht Konversionen zunehmend schwierig und verlangt ein totales Bekenntnis zu einem strenggläubigen Leben. Doch das wollen nicht alle. Auch für eine liberale Konversion muss man lange lernen und viel arbeiten, es wird niemandem leichtgemacht. Aber das Leben danach ist weniger von Einschränkungen und Widersprüchen geprägt.

Deshalb kämpfe ich dafür, dass Or Chadasch trotz aller Widerstände erhalten bleibt, weiterwächst und zu einem selbstverständlichen Teil der IKG und des Wiener Judentums wird. Die ganze Gemeinde wäre dann größer, stärker und lebendiger. Wir würden alle davon profitieren.

Eric Frey ist seit Juli 2020 Präsident von
Or Chadasch – Jüdische Liberale Gemeinde Wien.

„Wir wollen den positiven Spirit weitergeben“

© WIZO

Bildung und Betreuung als oberste Priorität: Das versammelte Team von WIZO Österreich 2019 im Wiener Rathaus.

Vor hundert Jahren wurde die Women's International Zionist Organization (WIZO) in England gegründet. Die karitative, Frauenorganisation unterhält heute rund fünfzig Föderationen in aller Welt. Ein Gespräch mit den Vorstandsmitgliedern von WIZO Österreich, Petra Ackermann-Winkelbauer, Dina Baranes, Karin Maier-Winter und Caroline Zelman-Shklarek.

VON RENÉ WACHTEL

NU: In meiner Kindheit und Jugendzeit gab es die WIZO-Damen, die bei Kaffeekränzchen Geld für die WIZO gesammelt haben. Seit einigen Jahren ist es anders: Es gibt viele WIZO-Veranstaltungen in Wien, vom Ball bis zur Aktion „Sponsor a Child“. Wie ist es zu dieser Änderung gekommen?

Karin Maier-Winter: Die Zeiten haben sich geändert und damit das Rollenbild der Frau. Frauen sind berufstätig, es ist nicht mehr die Zeit für Kaffeejausen am Nachmittag. Frauen wollen in ihrer knappen Freizeit, neben Kindern und Beruf, gerne etwas Interessantes mit ihren Freunden und Freundinnen machen. Sie sind interessiert an Bildung, Unterhaltung, an Aktivitäten, und wenn es für einen guten Zweck ist, dann noch besser. Attraktiv sind sicherlich auch die internationalen Treffen und das weltumspannende Frauennetzwerk der WIZO.

WIZO Österreich unterstützt konkret in Israel drei Projekte: Kindertagesstätten in Rechovot und in Modi'in und die Maya Rosenberg Technological School in Rechovot. Wie kam es zu diesem Engagement?

Dina Baranes: Zentral für die WIZO war immer das Thema Bildung. Die WIZO war immer bestrebt, in diesem Segment aktiv zu sein, bereits Kleinkinder bestens zu fördern und Müttern die Gelegenheit zu geben, berufstätig und damit unabhängig zu sein. Die WIZO hat hier immer schon Pionierarbeit geleistet und ein hervorragendes Netz an pädagogischen Einrichtungen und pädagogischer Ausbildung errichtet. Jede WIZO-Föderation betreut eine oder mehrere Kindertagesstätten oder Bildungseinrichtungen, die auch finanziell unterstützt werden. So auch die WIZO Österreich. In Rechovot werden vor allem Kinder aus Fami-

lien äthiopischer Herkunft betreut, in Modi'in, einer aufstrebenden Kleinstadt, sind es vornehmlich Kinder berufstätiger Mütter. WIZO erachtet Bildung und Betreuung als oberste Priorität, um Kindern möglichst gleiche Chancen zu bieten. Das Motto der WIZO lautet „Wir wollen, dass WIZO-Einrichtungen immer den neuesten Standards entsprechen: pädagogisch, organisatorisch und ausstattungstechnisch." Diesen hohen Standard zu halten, anzupassen und wichtige Neuerungen durchzuführen – dafür arbeitet und sammelt die WIZO Spenden in Österreich. Es ist ein Work in progress, erfüllend und bereichernd, zumal es immer wieder auch zum direkten Austausch zwischen den Pädagoginnen und den WIZO-Frauen aus Wien kommt.

Ist mit der neuen WIZO-Generation auch eine Veränderung bei der Wahrnehmung in der Öffentlichkeit gelungen? Spiegelt sich das auch im Spendenaufkommen wider?

Karin Maier-Winter: Hier ist sicher eine Veränderung in der öffentlichen Wahrnehmung durch die Social Media gelungen. Es sind neue, andere, jüngere Leute zu begeistern. Spendengelder zu akquirieren ist heute nicht einfach. Die Konkurrenz ist groß. Wir können unserer zugesagten Verpflichtung in Israel mit Hilfe treuer und neuer Unterstützer und Unterstützerinnen nachkommen. Alle Frauen im Vorstand sind übrigens ehrenamtlich tätig. Wir haben keine Sekretärin, machen alles selbst und übernehmen auch oft die Kosten bei Veranstaltungen, damit alle Spenden der WIZO zugutekommen.

Wie viele ehrenamtliche Mitglieder hat WIZO Österreich? Und wie seid ihr international vernetzt?

Karin Maier-Winter: Der erweiterte Vorstand ist mit zirka fünfzehn Frauen aktiv. Vernetzt sind wir durch die jährliche MOR-Konferenz (*Meeting of Representatives, Anm.*), die jedes Jahr im Jänner in Tel Aviv stattfindet und wo Delegierte aller Föderationen hinfahren; weiters durch jährliche Treffen auf europäischer Ebene. Und alle vier Jahre findet eine große Versammlung in Israel statt, an der zirka 800 Frauen aus der ganzen Welt teilnehmen.

Caroline Zelman-Shklarek: Außerdem kommunizieren wir natürlich über diverse WIZO-WhatsApp-Gruppen, Meetings, in der derzeitigen Situation mittels Videokonferenzen.

Kommen durch die neuen Medien auch neue Spender und neue Mitglieder?

Dina Baranes: Wir können die Ansprüche einer zeitgemäßen Öffentlichkeitsarbeit erfüllen. Damit erreicht die WIZO Österreich Sichtbarkeit in Österreich und international.

Vor einigen Jahren wurde „Young WIZO Österreich" gegründet, die anfangs sehr aktiv war, mittlerweile aber verstummt zu sein scheint. Ist die Jugend wieder abgesprungen?

Petra Ackermann-Winkelbauer: Die von Daphna Brunshtein-Frucht 2010 gegründete „Young WIZO" hatte leider eine kurze Lebensdauer. Wie so oft sind es die einzelnen Persönlichkeiten, die eine Bewegung am Leben erhalten, und mit Daphnas Alija nach Israel wurden die Aktivitäten seltener. Fast alle der damals aktiven Frauen machten Alija.

Wie sehr beeinflusst Corona eure Aktivitäten?

Caroline Zelman-Shklarek: Da gilt der Spruch „We are all in it." Corona ist eine Pandemie und somit wurden alle Veranstaltungen weltweit eingestellt. Gleichzeit ist die Not in Israel so groß wie noch nie. Mithilfe der Medien und durch Aussendungen können wir viele Menschen für unsere Themen sensibilisieren: Die Kinder können ihre Kindertagesstätten und Schulen nicht mehr besuchen, die explodierende Arbeitslosigkeit geht mit großen Schulden einher. Bis auf sechs WIZO-Kindertagesstätten, die sich in Spitälern befinden, mussten alle Kleinkinderinstitutionen sowie Schulen sperren. Die Betreuerinnen befinden sich im unbezahlten Urlaub – bei laufenden Kosten. Die WIZO kann sich auf eine unglaublich große Basis von ehrenamtlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen stützen. Als die zweite Welle einschlug, hatten sich die Menschen im Land kaum noch von der ersten erholt. Der wirtschaftliche Schaden ist noch nicht absehbar, aber jetzt schon immens. Alles ist sehr angespannt.

Man hört, dass in Israel, wie in vielen anderen Ländern auch, durch den Lockdown die häusliche Gewalt zugenommen hat?

Caroline Zelman-Shklarek: Ja, das ist die traurige Realität. Wir sind jedoch sehr stolz darauf, dass die WIZO darauf sehr schnell reagiert hat, eigentlich von Anfang an. Es gab ein strukturiertes und offensives Herantreten an die Medien, um die Bevölkerung zu sensibilisieren. Dabei haben sich Menschen aus der Öffentlichkeit, Film, Kunst, Kultur und Politik bereit erklärt, an TV-Kampagnen gegen Gewalt teilzunehmen. Viele Frauen und ihre Kinder wussten nicht, wohin sie flüchten können. Wegen Covid konnten sie nicht ohne die vorgeschriebene Quarantäne in einer sicheren Unterkunft untergebracht werden. Die WIZO hat binnen kürzester Zeit fünf Häuser organisiert, in denen Frauen samt ihren Kindern für 14 Tage Schutz fanden. In dieser Zeit konnten sie sich isolieren und zugleich psychologisch betreut werden. Es stellte sich heraus, dass dieses Projekt auch ein Friedensprojekt ist, denn in diesen Häusern kamen Menschen aus allen Kultur- und Religionsgemeinschaften Israels unter. Die WIZO betreibt auch eine Männerhotline – die erste in dieser Art in Israel –, wo Männern, die aus ihrer Gewaltspirale nicht herausfinden, anonym Hilfe zuteilwird. Das Kontingent der professionellen ehrenamtlichen Mitarbeiter dieser Hotline wurde um ein Vielfaches aufgestockt.

Was sind die Ziele der WIZO für die nächsten hundert Jahre und von WIZO Österreich im Besonderen?

Karin Maier-Winter: Weiterhin die israelische Gesellschaft zu stärken. Zu helfen, Kindern unterschiedlichen Hintergrunds die gleichen Chancen im Leben zu geben – Bildung ist der Schlüssel zum Erfolg. Frauen zu unterstützen und zu fördern. Und speziell für WIZO Österreich: Jüngere für die Idee von Zedaka, also Wohltätigkeit, zu begeistern und von der Notwendigkeit der Unterstützung des Staates Israel zu überzeugen – und den positiven Spirit weiterzugeben.

Alle Frauen sind ehrenamtlich tätig. Wir haben keine Sekretärin, machen alles selbst und übernehmen auch oft die Kosten bei Veranstaltungen, damit alle Spenden der WIZO zugutekommen.

© ISRAEL GOVERNMENT PRESS OFFICE

WIZO-Mitbegründerin Vera Weizmann besucht 1946 einen Kindergarten in Rechovot.

Von den Anfängen bis heute

WIZO ist mit rund 250.000 Mitgliedern eine der größten überparteilichen, internationalen jüdischen Frauenorganisationen weltweit. Mitbegründerin war neben Rebecca Sieff, Edith Eder, Romana Goodman und Henrietta Irwell auch Vera Weizmann, die Frau von Israels erstem Staatspräsidenten Chaim Weizmann. Sie gründeten WIZO 1920 in London. Im Laufe der Zeit entstanden auch in anderen Staaten WIZO-Landesorganisationen, viele wurden während der Schoah aufgelöst. Einige, darunter auch die österreichische WIZO, konnten nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgebaut werden.

WIZO betreut insgesamt zirka 800 Einrichtungen, die von bedürftigen Personen, ungeachtet der konfessionellen Zugehörigkeit oder Herkunft, genutzt werden. Aufgrund ihrer Tätigkeit im Erziehungsbereich wurde die Organisation 1959 eingeladen, die Unicef, das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, zu beraten. 1960 folgte die volle Anerkennung von WIZO als NGO mit konsultativem Status durch den Wirtschafts- und Sozialrat der UNO (Economic and Social Council, ECOSOC), seither ist WIZO als beratende NGO bei den Vereinten Nationen aktiv. Das Jüdische Museum Wien dokumentiert in der Ausstellung „Herzls Töchter – 100 Jahre WIZO". Wiener Frauen für Israel bis März 2021 die Geschichte und Entwicklung von WIZO Österreich von den historischen Anfängen bis heute.

Fest der Lichter

Chanukka erinnert an die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem nach dem Aufstand der Makkabäer. Die kleine Menge Öl brannte wunderbarerweise acht Tage lang.

VON FRITZ RUBIN-BITTMAN

Chanukka heißt im Hebräischen „Einweihung" und bezeichnet jenes Lichterfest, das sich auf die Wiedereinweihung des verwüsteten und geschändeten Tempels in Jerusalem am 25. Kislew im Jahre 165 v. d. Z. bezieht. Kislew ist ein Monat des hebräischen Kalenders, der sich am Mond- und nicht am Sonnenjahr orientiert. Daher kann das Datum 25. Kislew jeweils zwischen November und Dezember variieren. Heuer beginnt das Chanukka-Fest am 10. Dezember.

Chanukka ist kein biblisches, sondern ein national-religiöses Fest. Sein Ursprung wird in den Makkabäer-Büchern I und II beschrieben. Die vier Makkabäer-Bücher gehören zu den Apokryphen, die außerhalb des biblischen Kanons stehen. Sie stammen aus den letzten Jahrhunderten v. d. Z. und den ersten Jahrhunderten n. d. Z. Für das Judentum haben speziell die Makkabäer-Bücher I und II großen geschichtlichen Wert, da sie den Kampf der Makkabäer um religiöse und politische Freiheit schildern. Das dritte und vierte Buch erzählt von den Märtyrern, die sich weigerten, die religiösen Gebote der Tora zu verletzen, Schweinefleisch zu essen und Götzenbilder anzubeten.

Im Jahre 168 v. d. Z., genau am 25. Kislew (nach jüdischer Zeitrechnung im Jahr 3860), eroberte der griechisch-syrische Seleukiden-König Antiochus IV. Epiphanes Jerusalem, entweihte den Tempel und errichtete darin ein Götzenbild des Zeus-Olympus. Dem jüdischen Volk wurde es bei Todesstrafe verboten, den Gottesdienst auszuüben oder die religiösen Gebote der Tora zu befolgen, wie beispielsweise die Befolgung der jüdischen Speisegesetze oder die Beschneidung. Antiochus IV. Epiphanes setzte es sich zum Ziel, durch Vernichtung der religiösen Traditionen der Juden deren Gebiet Judäa ins griechisch-syrische Reich einzugliedern.

Befreiungskampf der Makkabäer

Im Talmud Gittin 57 wird das Märtyrertum von Chana und ihrer sieben Söhne geschildert sowie die unbeschreibliche Grausamkeit von Antiochus IV. Epiphanes. Jeder der sieben Söhne ließ sich lieber foltern und ermorden, als sich den Befehlen des Seleukiden-Herrschers zu unterwerfen. Dem jüngsten Sohn wurde großer Reichtum angeboten und er hätte am Leben bleiben können, wenn er seinen Glauben verleugnet hätte. Chana stieg auf das Dach und rief dem jüngsten Sohn zu, „den Glauben nicht aufzugeben". Sie stürzte sich vom Dach in den Tod. Die größte Qual für Chana war, dass sie Folter und Ermordung ihrer Söhne mitansehen musste.

Als in Modiin, einer kleinen Stadt nördlich von Jerusalem, das Götzenbild des Zeus-Olympus aufgestellt wurde und Matitjahu ben Simon, Priester aus der angesehenen Dynastie der Hasmonäer, zur Opferung aufgefordert wurde, weigerte er sich vor dem Götzenbild zu knien, zerschmetterte es und tötete die griechisch-syrischen Beamten. Seine Tat wurde zum Fanal für den Befreiungskampf der Makkabäer.

Jehuda Makkabi Superstar

Er und seine fünf Söhne flüchteten und zogen sich ins Gebirge zurück, wo sie auf Gleichgesinnte trafen und einen erfolgreichen Guerillakrieg gegen die Übermacht des Seleukiden-Heeres führten. Als Matitjahu im Kampf fiel, übernahm sein drittältester Sohn Jehuda Makkabi die Führung. Sein Beiname „Makkabi" ist das Akronym eines Bibel-Verses (Exodus 15,11): „Mi kamocha ba-elim adonai!" Das heißt: „Wer ist wie Du unter den Mächtigen, Herr!" Dieser Vers zierte die Fahnen der Makkabäer. Jehuda Makkabi war erfüllt von religiöser Begeisterung, Tapferkeit, Selbstlosigkeit und Hingabe an die nationale Sache des Judentums. Er gilt als charismatische Persönlichkeit, der Friedrich Händel sogar ein Oratorium widmete, das 1932 in Tel Aviv in einer hebräischen Übersetzung anlässlich der ersten Makkabiade aufgeführt wurde: *Judas Makkabaeus*. Die Historiker Heinrich Graetz und Simon Dubnov widmeten dem politisch und kulturhistorisch bedeutenden Freiheitskampf der Makkabäer und insbesondere Jehuda Makkabi ausführliche Darstellungen.

Dank einer ausgeklügelten Strategie konnte die kleine Streitmacht das zahlenmäßig weitaus überlegene Heer von Antiochus IV. Epiphanes besiegen. Der Tempel in Jerusalem wurde gereinigt und neu eingeweiht. Ein kleines Krüglein heiliges Öl, das nicht entweiht worden war und noch das Siegel des Hohepriesters trug, wurde zum Entzünden des Tempelleuchters verwendet. Das Öl brannte acht Tage lang im heiligen Leuchter, der Menora. Der Inhalt dieses kleinen Kännchens hätte unter normalen Umständen bloß für einen Tag gereicht – die Herstellung neuen geweihten Öles hätte acht Tage gedauert. Das Wunder von Chanukka bezieht sich sowohl auf die acht Tage, die das Öl die Lichter brennen ließ, als auch auf den Sieg der Makkabäer. Beides gilt als ein Wunder des Ewigen, dessen seither alljährlich mit Lob und Dank gedacht wird.

Ritual der Entzündung

In den beiden ersten Makkabäer-Büchern wird die Abhaltung des achttägigen Chanukka-Festes festgelegt. Es entstand der Brauch, am Vorabend nach Einbruch der Dunkelheit täglich ein Licht zu entzünden – bis am achten Tag alle Lichter im Chanukka-Leuchter brennen. Beim Entzünden werden Benediktiones (Segenssprüche) gesprochen und die Lieder *Haneroth Halleila Hase* (*Die Lichter dieser Nacht*) und *Ma Os Zur* gesungen. Dabei wird der zahlreichen Verfolgungen und Gefahren vom Auszug aus Ägypten bis zur Schreckensherrschaft Antiochus' IV. Epiphanes gedacht. *Ma Os Zur* ent-

© FREEPIK

Die Menora stammt aus der Zeit der Wüstenwanderung der Juden und ist heute Symbol des Staates Israel. Der aus biblischen Zeiten stammende heilige Leuchter ist bis zum heutigen Tage verschollen.

stand im Mittelalter, zur Zeit Barbarossas, während der Judenverfolgungen zu Beginn des ersten Kreuzzuges.

Die Gebetsliturgie enthält das Hallel-Gebet (davon leitet sich Halleluja ab) und den Dankesspruch *Al ha Nissim* (*Gedenken an die Wunder*). Es wird täglich ein Abschnitt der Tora vorgelesen, der sich auf die Einweihung des Altars (Misbeach) im Stiftungszelt (Mischkan) bezieht. In diesem wurde täglich während der Wüstenwanderung die Menora entzündet. Dieses Ritual erfolgte später im Salomonischen Tempel. Die Menora stammt aus der Zeit der Wüstenwanderung der Juden und ist heute Symbol des Staates Israel. Die aus biblischen Zeiten stammende heilige Menora ist bis zum heutigen Tage verschollen. Über sie hat Stefan Zweig eine wunderbare Erzählung geschrieben: *Der begrabene Leuchter*. Im Gegensatz zur siebenarmigen Menora hat der Chanukka-Leuchter acht Arme, die in einer Ebene angeordnet sind, sowie ein neuntes Licht (Schamasch = Diener), das abseits steht. Mit diesem Licht des Schamasch werden die Lichter des Chanukka-Leuchters angezündet. Die acht Lichter dienen keinem profanen Zweck. Sie sollen sichtbar ans Fenster bzw. an öffentlichen Plätzen aufgestellt werden.

Das Chanukka-Fest wird mit Geschenken, Spielen und fröhlichen Gesängen gefeiert. Die acht Tage sind Halbfeiertage, an denen – ausgenommen am Schabbat – alle Werktagsarbeiten verrichtet werden dürfen. Die Lichter des Chanukka-Leuchters symbolisieren die Hilfe des Ewigen aus größter Not, sie symbolisieren den Sieg des Lichtes über die Dunkelheit, der Moral über die Macht und des Gewissens über die Gewalt – und sie sind Symbol für den Überlebenswillen des jüdischen Volkes. Im Chassidismus wird das Lichtwunder des Chanukka-Festes mit dem „Ur-Licht" in Zusammenhang gebracht, das nach der Sünde der ersten Menschen von Gott verborgen wurde.

Von einem der großen Gelehrten des Chassidismus, Rabbi Zwi Elimelach Shapiro von Dinov – einem Ort aus Galizien –, stammt folgendes Diktum, das sich auf die Angaben im Sohar, dem Hauptbuch der Kabbala, bezieht: „Wisset, was der Sinn des Lichtwunders von Chanukka ist. Das von der Schöpfung her verborgene Licht hat sich da offenbart und in jedem Jahr, da man zu Chanukka die Lichter entzündet, entzündet sich neu das verborgene Licht und dies ist das Licht des Messias."

Das Wunder von Chanukka bezieht sich sowohl auf die acht Tage, die das Öl die Lichter brennen ließ, als auch auf den Sieg der Makkabäer. Beides gilt als ein Wunder des Ewigen.

Wozu braucht man Regeln

© PRIVAT

„Auf meiner täglichen Laufstrecke betrachtete ich die leeren Straßen mit besonderer Aufmerksamkeit."

Von der Quarantäne in den Lockdown, oder: Warum vieles anders ist, aber manches trotzdem wie immer. Ein persönlicher Erfahrungsbericht aus Israel.

VON DEBORAH ENGELBERG (TEL AVIV)

Mein Auslandsjahr in Israel begann Anfang September mit einer zweiwöchigen Corona-Quarantäne. Ich verbrachte diese Zeit in einem winzigen Raum in meiner Unterkunft in Tel Aviv. Zumindest durch das geöffnete Fenster konnte ich einen Hauch an Verbindung zur Außenwelt halten. Ein Fixpunkt war das tägliche Facetime-Gespräch mit meinen Eltern in Wien und meinen Geschwistern in den USA. Wenigstens auf diesem Weg konnte ich ein klein wenig meinen 18. Geburtstag feiern.

Nur wenige Stunden nach dem Ende meiner Quarantäne am 18. September begann um 14 Uhr der landesweite Lockdown. Es war nicht irgendein Tag, sondern Rosch ha-Schana, der Beginn des Neujahrsfests. Ein Abend, an dem üblicherweise eine große Feier im Familienkreis stattfindet. „Last minute" war hier nicht nur eine Floskel, denn buchstäblich bis zur letzten Minute liefen die Israelis noch hektisch durch die Geschäfte, um letzte Einkäufe zu erledigen. Doch auch als der Lockdown begonnen hatte, ließen sich die Menschen nicht davon abhalten, ihre Häuser zu verlassen. Anweisungen nicht zu befolgen und Regeln zu missachten, gehört in Israel zum Alltag.

Weil auch die meisten Geschäfte zusperren mussten, schmiedeten die Besitzer Pläne, um den Lockdown zu umgehen und weiterhin ihre Waren zu verkaufen. So blieben die Türen vieler Geschäfte „zufälligerweise" offen, auch die Eigentümer waren „zufällig" da. Wenn man etwas kaufen wollte, legten die Besitzer die Waren bereitwillig auf die nächste Bank und holten von dort auch das deponierte Geld.

In einem der geöffneten Supermärkte hielt sich eine Gruppe Jugendlicher nicht an den vorgeschriebenen Sicherheitsabstand. Daraufhin rief der Besitzer ihnen lautstark zu, dass sie sich doch an die Covid-Regeln halten sollten. Laut konnte er deshalb rufen, weil er selbst keine Maske trug. Ein anderes Mal beobachtete ich Mitarbeiter eines Supermarktes, die Masken in die Regale schlichteten, während sie selbst keine aufhatten.

Auch am Strand versammelten sich die Menschen trotz der Absperrbänder entlang der gesamten Küste. Wenn die Polizei gelegentlich vorbeifuhr, liefen die Leute in alle Richtungen auseinander, nur um wenige Minuten später wieder an genau dieselbe Stelle zurückzukehren. Ausgenommen von der Maskenpflicht und der Ausgangsbeschränkung von einem Kilometer rund um das eigene Wohnhaus waren sportliche Aktivitäten. Weshalb sich plötzlich fast alle Fußgänger in Spitzensportler verwandelten, um damit Strafen zu vermeiden. Die Sportkleidung der Fußgänger scheint die Polizisten jedenfalls milde gestimmt zu haben: Meistens verzichteten sie darauf, die „Sportler" zu bestrafen.

In einer Ausnahmezeit wie dieser war es für mich wichtig, meinen Optimismus zu behalten. Auf meiner täglichen – tatsächlichen – Laufstrecke betrachtete ich die leeren Straßen mit besonderer Aufmerksamkeit, denn es war ein Bild, das es in Israel vermutlich so oft nicht mehr geben wird.

Weil trotz der Ausgangsbeschränkungen meine Studienkolleginnen und -kollegen Freiwilligenarbeit leisten durften, verbrachte ich einige Zeit in einem Kibbuz, um bei der Ernte und der Produktion von Arganöl mitzuhelfen. Dort halfen wir einem Mann, der allein für seinen fünf mal fünf Kilometer großen Bereich im landwirtschaftlichen Betrieb zuständig war. Wir sammelten genügend Nüsse für mehr als 50 Liter Öl. Mein erster Einblick in die landwirtschaftliche Arbeit bedeutete vollen Einsatz.

Durch den Lockdown hatte ich immerhin die Chance, die anderen Hausbewohner viel schneller kennenzulernen, als es sonst der Fall gewesen wäre und mich zumindest auf diese Weise in das Leben in Israel zu integrieren. Beeindruckend war zu beobachten, wie die Synagogen aus den Gebäuden in den Stadtraum übersiedelten und abends die Gebete im Freien zusammen gesungen wurden: ein besonders stimmungsvolles Erlebnis, das eine einzigartige Atmosphäre der Gemeinschaft verströmte.

Obwohl meine ersten Monate im Land nicht so verliefen, wie ich sie mir vorgestellt hatte: Israel in einem solchen außerordentlichen Zustand zu erleben, erweist sich als nachhaltige Erfahrung. Und diese Zeit werde ich nie vergessen.

Dossier: Israel und die Welt

„Ich bin überzeugt, dass die ‚Abraham-Verträge' einen wichtigen Beitrag zu einer stabilen Nachbarschaft leisten: durch die Förderung von Zusammenarbeit und den zunehmenden Fokus auf multilaterale Lösungsansätze. Diese sind Voraussetzung für den Frieden im Nahen und Mittleren Osten."
(Ibrahim Salim Al Musharrakh, Botschafter der VAE in Wien)

KARIM SAHIB / AFP / PICTUREDESK.COM

Gemeinsam gegen den Feind

Die neue Allianz zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten sowie Bahrain richtet sich vor allem gegen den Iran. Sie bedeutet das Ende eines künftigen palästinensischen Staates.

VON GUIDO STEINBERG

Das Abkommen zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE) ist der dritte Friedensschluss zwischen dem jüdischen Staat und einem seiner arabischen Nachbarn nach Ägypten 1979 und Jordanien 1994. Doch unterscheidet sich der Vertrag von seinen Vorgängern vor allem darin, dass er eine noch unausgesprochene Allianz besiegelt, die in erster Linie gegen den gemeinsamen Feind Iran gerichtet ist. Die Entwicklung des Nahen Ostens in den vergangenen Jahrzehnten und besonders seit 2011 stellte hierfür bereits die Weichen.

Zunächst einmal verdeutlicht das Interesse Israels an einem geografisch so weit entfernten „Nachbarstaat", wie sehr die Bedeutung der arabischen Golfstaaten in der Regionalpolitik gestiegen ist. Diese Entwicklung begann spätestens 1973, als sich der wirtschaftliche und geopolitische Schwerpunkt des Nahen Ostens von Kairo, Damaskus und Beirut nach Riad, Bagdad und Teheran verlagerte. Seitdem wurde die Regionalpolitik immer mehr von den Anrainerstaaten des Persischen Golfs bestimmt. Der Irak versuchte mit seinen Angriffen auf den Iran 1980 und Kuwait 1990 sogar, eine regionale Vormachtstellung zu erreichen. Obwohl Saddam Hussein scheiterte und der Irak infolge der US-Invasion 2003 fast vollständig zusammenbrach, blieb der Golf das Zentrum der Regionalpolitik.

Autoritärer Modernisierungskurs

Hauptnutznießer dieser Verschiebung war Saudi-Arabien, das ab 1973 zur arabischen Regionalmacht wurde. Zum Aufstieg des Königreichs trug der Abstieg der wichtigsten Konkurrenten Ägypten und Irak maßgeblich bei. Doch auch die hohen Öleinnahmen der Jahre 2002 bis 2014 erlaubten Riad eine deutlich aktivere Rolle in der Regionalpolitik. Seit 2011 viele arabische Staaten von den auf den Arabischen Frühling folgenden Unruhen, Aufständen und Bürgerkriegen erschüttert wurden, schwang Saudi-Arabien sich endgültig zur Führungsnation empor, die von Marokko bis Oman Einfluss nahm. Es schützte Verbündete in Bahrain und anderswo vor den Protestbewegungen, führte die Gegenrevolution in Ägypten an und stellte sich der iranischen Expansion in Syrien und im Jemen entgegen.

Im Schatten Saudi-Arabiens entwickelten sich gleichzeitig die VAE zur Regionalmacht. Die dortige Politik wird seit gut einem Jahrzehnt vom Emirat Abu Dhabi und seinem Kronprinzen Mohammed bin Zayed (MBZ) dominiert. Er setzte schon früh auf einen autoritären Modernisierungskurs, der Abu Dhabi und die Emirate insgesamt zu einem der wirtschaftlich dynamischsten, militärisch stärksten und einflussreichsten Staaten der Region machte. Ab 2011 bekämpfte MBZ gemeinsam mit Saudi-Arabien die Muslimbrüder in der gesamten Region und stellte sich der iranischen Expansion entgegen. Er profitierte davon, dass sich der saudi-arabische Königssohn und spätere Kronprinz Mohammed bin Salman (MBS) von ihm führen ließ. Dies zeigte sich schon 2015, als die Initiative zum gemeinsamen Krieg im Jemen von Abu Dhabi ausgegangen sein soll. Das Abkommen mit Israel ist ein weiterer Hinweis, dass die VAE

© WIKI COMMONS / DAVID RAYKOVITZ

Bild links:
Ein Mitglied der israelischen High-Tech-Verhandlungsdelegation vor einem Plakat von Premierminister Mohammed bin Rashid al-Maktoum in Dubai.

Bild rechts:
Eine F-16 der VAE auf einem texanischen Luftwaffenstützpunkt: Die Verteidigungsausgaben zählen gemessen an der Wirtschaftsleistung des Landes zu den höchsten der Welt.

Führungsmacht der arabischen Welt sein wollen und Saudi-Arabien den Takt vorgeben.

Konflikt mit dem Iran

Die Furcht der VAE vor dem Iran führt schon seit Jahren zu einer spürbaren Annäherung mit Israel. Beide Seiten sehen immer mehr gemeinsame Interessen, seit der Iran infolge des Arabischen Frühlings seinen Einfluss im Irak, in Syrien, Libanon und dem Jemen ausbaute. Für die VAE spielt aber auch eine Rolle, dass sie glauben, sich nicht mehr auf den Schutz der USA verlassen zu können. Deutliche Risse im Bündnis zeigten sich 2015, als die USA das Atomabkommen mit dem Iran schlossen, das die Führung in Abu Dhabi als zu nachgiebig gegenüber dem iranischen Regime ablehnte. Umso freudiger begrüßte MBZ die Amtsübernahme Präsident Trumps, der aus dem Abkommen ausstieg und auf eine Nahostallianz gegen den Iran setzte, in der den VAE neben Saudi-Arabien und Israel eine Schlüsselrolle zukommen sollte.

Doch unterschätzte Abu Dhabi, wie sehr es Donald Trump darum ging, sein Wahlversprechen einzulösen, die „endlosen Kriege" im Nahen Osten zu beenden und amerikanische Truppen aus der Region abzuziehen. Dass der US-Präsident keinen Krieg gegen den Iran wollte, zeigte sich besonders dramatisch nach dem 14. September 2019. An jenem Tag griff der Iran die Ölanlagen von Abqaiq und Khurais in Saudi-Arabien mit Marschflugkörpern und Kampfdrohnen an. Für rund zwei Wochen fiel die Hälfte der saudi-arabischen Ölproduktion aus. Jeder amerikanische Präsident seit Jimmy Carter hätte darauf mit einem Militärschlag reagiert. Unter Donald Trump blieb er aus.

Dies dürfte der Moment gewesen sein, in dem die Allianz zwischen den VAE und Israel Gestalt annahm. Israel bot sich als Verbündeter an, denn auch die dortige Regierung wertet die iranische Expansion und das Atomprogramm als existenzielle Bedrohung, und das israelische Militär ist das einzige in der Region, das einen Krieg gegen den Iran erfolgreich bestehen könnte. Hier tun sich zwei Gegner des Iran zusammen, um sich ihm politisch und militärisch entgegenzustellen und zu verhindern, dass Teheran Atomwaffen entwickelt.

Und Saudi-Arabien?

Die VAE mögen sich zur Regionalmacht entwickelt haben, doch die große Frage für Israel und die Regionalpolitik ist, ob Saudi-Arabien sich dem Pakt gegen den Iran anschließt. Denn das Königreich ist schon aufgrund seiner Stellung in der internationalen Politik, Wirtschaftskraft und religiös-kulturellen Strahlkraft immer noch die arabische Führungsmacht.

Dass Kronprinz MBS den VAE gern folgen würde, zeigt sich schon daran, dass auch Bahrain ein Friedensabkommen mit Israel schließt. Der kleine Inselstaat ist seit spätestens 2011 zum saudi-arabischen Protektorat geworden, das einen solchen Schritt nicht ohne die Zustimmung der saudischen Führung gehen kann. Das wichtigste Hindernis scheint der greise saudische König Salman zu sein, der den neuen Bemühungen um einen Frieden mit Israel bisher eine Absage erteilte mit dem Argument, die Rechte der Palästinenser müssten gewahrt bleiben. Sobald MBS König wird, könnten sich diese Vorbehalte erledigt haben, denn für die neue Generation der Herrscher am Golf spielen die Palästinenser kaum eine Rolle; der Iran ist eine existenzielle Bedrohung und Israel ein mächtiger Feind des Iran. Dass dies das endgültige Aus für einen zukünftigen palästinensischen Staat ist, scheint im neuen Nahen Osten keine allzu große Bedeutung mehr zu haben.

Guido Steinberg
Krieg am Golf
Droemer, München
2020
352 S., EUR 20,-

Israel: Singapur des Nahen Ostens – und noch viel mehr

KOMMENTAR VON MARTIN ENGELBERG

Abraham Accords – schon die sicher mit Bedacht gewählte Bezeichnung der Abkommen zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE) sowie Bahrain verdient große Aufmerksamkeit. Sie drückt aus: Hier schließen nicht nur ehemalige Feinde Frieden. Noch viel mehr: Israelis und Araber berufen sich auf ihre gemeinsame Abstammung. So gilt Abraham, mit seinem Sohn Isaak und Enkel Jakob, nicht nur als Erzvater des jüdischen Volkes. Abraham gilt auch als Stammvater der Araber. Schließlich war Ismael der erste Sohn Abrahams und soll der Prophet des Islam, Mohammed, von ihm abstammen.

Vieles unterscheidet tatsächlich die Abkommen mit den VAE und Bahrain von den bisherigen Friedensabkommen Israels mit Ägypten und Jordanien. Obwohl schon vor über 40 bzw. 25 Jahren geschlossen, spricht man von einem „kalten" Frieden, der zwischen Israel und diesen beiden arabischen Nachbarn herrscht. Die Sicherheitskooperation klappt zwar bestens, aber die Wirtschaftsbeziehungen sind sehr spärlich. Nicht einmal der Tourismus funktioniert, nachdem Israelis in diesen Ländern wiederholt Ziel von Anschlägen waren und sich die Willkommenskultur sehr in Grenzen hält.

Ganz anders jetzt: Wirtschaftsbeziehungen zu den Golfstaaten gibt es schon seit vielen Jahren. Aber bisher reisten Israelis inkognito oder mit Zweitpässen an den Persischen Golf, gecharterte Flüge mussten geheim und ohne Flugnummern zwischen Israel und diesen Ländern verkehren. Nun geschah innerhalb von Wochen Erstaunliches: Es wurden sofort direkte Flugverbindungen aufgenommen, und schon reisten die ersten Wirtschaftsdelegationen von Israel in die nunmehr befreundeten arabischen Staaten und umgekehrt.

Tatsächlich ist die Zusammenarbeit in jeder Hinsicht sinnvoll. Sie verbindet Israel viel stärker mit den sunnitischen arabischen Ländern als der gemeinsame Kampf gegen das expansionistische und die ganze Region destabilisierende Regime des schiitischen Iran. Israel ist auf vielen Gebieten weltweit führend: von den Technologien zur Bewässerung, Düngung und Schädlingsbekämpfung in der Landwirtschaft über die Trinkwassergewinnung mittels Entsalzungsanlagen sowie vielfältige Bereich der Medizin und der Wissenschaften insgesamt bis hin zu den modernsten Informationstechnologien und nicht zuletzt dem Gebiet des Militärs und der Sicherheit.

Den Golfstaaten steht ein massiver Veränderungsprozess bevor, da ihre fast völlige Abhängigkeit vom Verkauf von Erdöl und Erdgas ihnen zwar immensen Reichtum beschert hat, die fossilen Energieträger aber kein Zukunftsmodell sind. Diesbezüglich ist Israel ein kongenialer Partner. Diese Kooperation wird den arabischen Ländern zugutekommen, während das nach Israel fließende Investitionskapital andererseits der ohnehin schon enorm gewachsenen israelischen Wirtschaft einen weiteren starken Schub verleihen wird. Kein Wunder, dass bereits von Israel als neuem „Singapur des Nahen Ostens" gesprochen wird. Dementsprechend groß ist die Freude über diese Entwicklung in Israel. Sie hat enorme Auswirkungen nicht nur auf die wirtschaftliche, sondern auch auf die politische, militärische und psychologische Situation des Landes und seiner Gesellschaft. Die arabischen Staaten haben damit fürs Erste begonnen, sich aus der Geiselhaft der Palästinenser zu befreien. Man wird sich auch weiterhin dieses Problems annehmen, aber es stellt kein Hindernis mehr für eine Zusammenarbeit dar. Es ist davon auszugehen, dass weitere arabische Staaten, vor allem auch Saudi-Arabien, letztlich dem Schritt der VAE, Bahrains und des Sudan folgen werden.

Der Friedensschluss mit dem Sudan wurde zwar mit viel Skepsis aufgenommen, ist aber von großer strategischer und psychologischer Bedeutung: In der sudanesischen Hauptstadt Khartum tagte bekanntlich kurz nach dem Sechstagekrieg die Arabische Liga und beantwortete das Rückzugs- und Friedensangebot Israels mit dem berühmten dreifachen Nein: Kein Frieden, keine Anerkennung und keine Verhandlungen mit Israel. Über Jahrzehnte war der Sudan weiters ein Dreh- und Angelpunkt des Terrorismus und des Waffenschmuggels in den Gazastreifen. Das alles, so ist zu hoffen, sollte von nun an Geschichte sein, und Israelis schwärmen bereits von der Möglichkeit, nunmehr mit dem Auto von Israel bis nach Südafrika reisen zu können. Und so wie wir die Israelis kennen, werden sich schon bald die ersten auf den Weg machen. Es ist eine wahrhaft historische Wende in der Geschichte Israels.

© ISRAEL GOVERNMENT PRESS OFFICE/NATIONAL PHOTO COLLECTION

Irakische Juden am Flughafen Lod im Jahr 1951 auf dem Weg in ein „Ma'aborot".

Weitgehend abwesend

Nachkommen von Juden aus arabischen Ländern bilden einen großen Teil der israelischen Bevölkerung. Deren gelungene Integration ist heute einer der Gründe für ihre geringe Beachtung in der internationalen Diskussion über die Konflikte im Nahen Osten.

VON STEPHAN GRIGAT

Fast 900.000 Juden lebten vor der Staatsgründung Israels in arabischen Ländern, heute sind es nur wenige Tausend, die Mehrheit von ihnen in Marokko und Tunesien. Im überwiegend nicht-arabischen Iran – wo vor der Islamischen Revolution bis zu 150.000 Juden lebten – haben nach der Machtübernahme des Ajatollah-Regimes über 90 Prozent der jüdischen Minderheit das Land verlassen. Doch erste Fluchtbewegungen gab es bereits vor 1948. In den Jahren davor kam es zu zahlreichen antijüdischen Ausschreitungen in Syrien, im Libanon, im Irak, auf der arabischen Halbinsel, in Ägypten und dem sonstigen Nordafrika. So musste etwa 1947 nach Pogromen im syrischen Aleppo, denen über 70 Juden zum Opfer gefallen waren, rund die Hälfte der jüdischen Gemeinde fliehen. In den Jahren unmittelbar nach der israelischen Staatsgründung floh rund eine Viertelmillion arabischer Juden nach Israel, insbesondere aus dem Irak, Jemen und Libyen. Die Mehrzahl der ägyptischen Juden musste das Land im Gefolge des Suez-Krieges von 1956 verlassen. In Marokko, Tunesien und Algerien fand die Fluchtbewegung von hunderttausenden Juden mehrheitlich in den 1950er und 1960er Jahren statt, unter anderem als Folge des Sechstagekriegs von 1967. Die letzte größere Fluchtwelle ereignete sich nach dem Jom-Kippur-Krieg von 1973 – zu diesem Zeitpunkt hatte allerdings die überwiegende Mehrheit der Juden die arabischen Länder bereits verlassen.

Eigener Gedenktag

Das israelische Parlament hat im Laufe der Jahrzehnte ein Dutzend Resolutionen zu den aus den arabischen Ländern geflohenen und vertriebenen Juden verabschiedet und fasste 2010 schließlich den Beschluss, dass keine israelische Regierung ein Friedensabkommen unterzeichnen darf, das nicht auch die Frage der Entschädigung der jüdischen Flüchtlinge aus den arabischen Ländern und dem Iran regelt. 2012 lancierte das israelische Außenministerium erstmals eine Kampagne für „Gerechtigkeit für jüdische Flüchtlinge aus arabischen Ländern", zwei Jahre später verabschiedete die Knesset ein Gesetz, das den 30. November zum Gedenktag an Flucht und Vertreibung der Juden aus den arabischen Ländern und Iran erklärt. Zuvor herrschte in Israel über Jahrzehnte hinweg die Meinung, es habe sich bei

© ISRAEL GOVERNMENT PRESS OFFICE/NATIONAL PHOTO COLLECTION

Eine jemenitisch-jüdische Familie, fotografiert nahe der Hafenstadt Aden im Jahr 1950.

den Juden aus den arabischen Ländern eher um zionistisch motivierte Einwanderer, jedoch nicht um Flüchtlinge im klassischen Sinn gehandelt.

Die überwiegende Mehrheit der aus arabischen Ländern geflohenen oder vertriebenen Juden (zirka 600.000) kam nach Israel, die meisten von ihnen aus dem Irak und Marokko. Weitere 200.000 Juden – insbesondere aus Algerien und Tunesien – gingen nach Frankreich. Die USA waren vor allem für ägyptische, syrische und libanesische Juden ein Zielland. Bis zur großen Einwanderungswelle aus der ehemaligen Sowjetunion in den 1990er Jahren machten die jüdischen Flüchtlinge aus den arabischen Ländern und ihre Nachkommen bis zu 70 Prozent der israelischen Bevölkerung aus.

Pläne und Brücken

Heute sind knapp mehr als die Hälfte der israelischen Juden Nachkommen von jüdischen Flüchtlingen aus den arabischen Ländern. Die Geschichte ihrer Flucht und Vertreibung aus der arabischen Welt ist auch die einer enormen Integrationsleistung.

Denn noch 1948 betrachtete der neu gegründete und militärisch bedrohte jüdische Staat die Masseneinwanderung von arabischen Juden ambivalent: Zwar wollte man den Bedrohten und Verfolgten helfen, denn es herrschte ein großes Interesse an jüdischer Einwanderung. Bereits 1942 hatte David Ben-Gurion, später erster Premierminister Israels, seinen „Tochnit HaMillion" vorgelegt, einen Plan für eine Million Neueinwanderer. Doch er hatte dabei in erster Linie an möglichst gut ausgebildete jüdische Einwanderer aus Europa gedacht.

Israel förderte also zwar die Auswanderung und unterstützte die Flucht aus den arabischen Ländern, ging angesichts der immensen Probleme, die der junge Staat zu bewältigen hatte, dabei allerdings zunächst sehr restriktiv vor: Bis 1955 erhielten beispielsweise marokkanische Juden nur im Alter von 18 bis 45 Jahren sowie vermögende Familien das Recht auf Einwanderung. In anderen Fällen richtete Israel spektakuläre Luftbrücken ein: In der Operation „Fliegender Teppich" wurden 1949 etwa 45.000 Juden aus dem Jemen eingeflogen. Zwischen 1951 und 1952 wurden in der Operation „Esra und Nehemia" über 120.000 Juden aus dem Irak nach Israel gebracht. Die überwiegende Mehrheit der Einwanderer musste zunächst in Zeltstädten hausen, später in befestigten Einwanderer-Camps – den sogenannten „Ma'aborot", die Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre größtenteils in Entwicklungsstädte transformiert wurden.

Der Kampf gegen die Diskriminierung der arabisch-jüdischen Misrahim in der israelischen Gesellschaft zeitigte Auswirkungen: Er prägte die Protestgeschichte des Landes und führte Anfang der 1970er Jahre beispielsweise zur Gründung der israelischen Black Panthers durch jüdisch-arabische Einwanderer der zweiten Generation. 1977 wurden die Black Panthers Teil des kommunistischen Bündnisses Hadash und waren bis in die frühen Neunzigerjahre mit einem Abgeordneten im israelischen Parlament vertreten. (Einen Eindruck von ihren frühen Aktivitäten bietet der Film *The Black Panthers (in Israel) Speak* von Eli Hamo und Sami Shalom Chetrit aus dem Jahr 2003.)

Schwierigkeiten und Vorbehalte

Bei allen Schwierigkeiten und Härten und trotz aller Vorbehalte der aschkenasischen, aus Europa stammenden Juden gegenüber den Misrahim kam es unmittelbar nach der israelischen Staatsgründung zu einer enormen Integrationsleistung: Die ursprünglich 650.000 Juden in Palästina nahmen innerhalb kürzester Zeit 700.000 weitere auf, viele von ihnen traumatisiert von der Schoa. Im Fall der Flüchtlinge aus den arabischen Ländern waren dies häufig vergleichsweise schlecht ausgebildete Menschen aus verarmten Bevölkerungsschichten.

Dass die Integration jüdischer Flüchtlinge aus den arabischen Ländern in Israel gelang, ist einer der Gründe für ihre weitgehende Abwesenheit in der heutigen internationalen Diskussion über die Konflikte im Nahen Osten. Israel hat so gut wie nie versucht, mit dem Schicksal seiner Flüchtlinge aus den arabischen Ländern Politik zu machen oder ein „Rückkehrrecht" einzufordern – was dazu beigetragen hat, dass das massive Unrecht und Leid, das hunderttausenden Juden aus den arabischen Staaten angetan wurde, über Jahrzehnte hinweg in der Weltpolitik keine Rolle gespielt hat.

Frieden braucht Mut

© WOLFGANG SOS / PICTUREDESK.COM

Frieden ist ein permanenter Prozess – und braucht Handlungen.

Obwohl es in der muslimischen Theologie nach wie vor Stimmen gibt, die nicht im Dienste des Friedens sprechen: Ehrlichkeit wird über alle Religionen und Weltanschauungen hinweg als ein Grundwert gepriesen.

VON ABUALWAFA MOHAMMED

„Si vis pacem, para pacem" – Wenn du den Frieden willst, bereite den Frieden vor. Frieden zu wahren und ihn herbeizuführen ist eine anstrengende Arbeit, die jedenfalls notwendig ist und sich lohnt. Jeder behauptet gerne, er würde den Frieden wollen und sich wünschen, in Frieden zu leben. Das ist okay. Entscheidend ist aber: Was macht man eigentlich für den Frieden? Frieden heißt nicht passiv sein zu dürfen, sondern der Frieden ist ein permanenter Prozess und braucht Handlungen.

Der Konflikt im Nahen Osten beschäftigt uns in Europa mehrfach und multidimensional. Nicht nur auf der politischen Ebene – die nicht mein Schwerpunkt ist –, sondern auch auf der gesellschaftlichen, kulturellen, religiösen und pädagogischen. Gesellschaftlich ist dieser Konflikt u. a. eine Quelle für Antisemitismus und wird von menschenverachtenden Ideologien missbraucht. Die konkrete Politik der aktuellen Regierung eines Landes zu kritisieren ist erlaubt und manchmal sogar wichtig, darf aber nichts, gar nichts zu tun haben mit einer Verurteilung oder gar Verachtung der Menschen dieses Landes.

Uns erreichen in den letzten zwei Monaten viele gute Nachrichten über Friedensverträge im Nahen Osten zwischen arabischen Staaten und Israel. Ein Anlass für Optimismus und ein wichtiger Schritt zur Friedenssicherung auf der Welt.

Der lange Weg

Bahrain und die Vereinigten Arabischen Emirate haben im September dieses Jahres einen historischen Friedensvertrag mit Israel unterzeichnet. Der Sudan folgte im Oktober. Es ist eine positive Entwicklung, die in die

richtige Richtung geht. Denn von einer Normalisierung der Beziehungen zu Israel können auch die Araber selbst profitieren. Bis zu diesem Punkt war es jedoch ein langer Weg, der noch nicht zu Ende gegangen ist: Immer noch gibt es Staaten und extreme Gruppierungen, die gegenüber Israel feindselig eingestellt sind und das Land bedrohen. Die Arbeit für den Frieden muss daher intensiviert werden.

Denn für wahren Frieden braucht es Transparenz, Mut und Ehrlichkeit. Letztere wird über alle Religionen und Weltanschauungen hinweg als ein Grundwert gepriesen. In der muslimischen Theologie gibt es jedoch auch Stimmen, die nicht im Dienste des Friedens mit allen Menschen sprechen, sondern Gewalt als legitimes Mittel betrachten und so den muslimischen Glauben öffnen für Handlungsweisen, die Humanität als Prinzip untergraben.

Der Kern des Glaubens

So propagierte der ägyptische Islamwissenschaftler Al-Zarkashi (1344–1392): Wenn die Muslime in einer Position der Schwäche sind, sollen sie geduldig und verzeihend sein; und wenn sie die Oberhand haben, in einen kriegerischen Jihad ziehen. Yusuf al-Qaradawi wiederum erlaubte in einem Rechtsgutachten zunächst Selbstmordattentate gegen Israel – und zog dieses später mit der Begründung zurück, dass es genug Waffen gäbe, die eingesetzt werden können. Der zeitliche Abstand zwischen diesen beiden extremen Ansätzen ist groß, dennoch ähneln sie einander. Richtig wäre, wenn Al-Zarkashi argumentieren würde: Die Muslime sollen sich für Frieden einsetzen, egal ob sie in einer starken oder schwachen Position sind, denn das ist der Kern des Glaubens. Der Islam hat Frieden im Namen und stammt vom arabischen Wort „SLM", was Frieden bedeutet. Al-Qaradawi hätte als Begründung für das Zurückziehen des Gutachtens anführen müssen: „Wenn jemand einen Menschen tötet, so ist es, als hätte er die ganze Menschheit getötet." (Koran 5:32) Hier bekräftigt der Koran eine Grundregel, die sich auch im Talmud findet. Und al-Qaradawi hätte sich bei den Angehörigen der Opfer von Selbstmordattentaten entschuldigen müssen. In meiner Dissertation setze ich mich intensiv mit diesen theologischen Begründungen von Gewalt und dem Hass auseinander und kritisiere diesen Missbrauch der Religion für menschenfeindliche Ideologien.

Diese zwei Beispiele zeigen, dass auch in der islamischen Theologie Aufholbedarf besteht und dass reflektierend mit der klassischen Theologie umgegangen werden muss. Es braucht eine Reform und ein zeitgemäßes, humanistisches Islamverständnis.

Religion kann und darf nur für Frieden stehen und darf nicht für politische und ideologische Zwecke missbraucht werden. Ein humanistisches Verständnis sieht alle Menschen unabhängig von Religion, Herkunft oder Nationalität als Menschen. Ein Ansatz, der auch im Koran zu finden ist.

Ägypten als Vorreiter

Im Jahr 1977, nach dem Jom-Kippur-Krieg, sagte der ägyptische Präsident Anwar al-Sadat in einer Rede, dass er alles tun würde, um den Tod eines einzigen ägyptischen Soldaten zu verhindern, auch wenn er dafür in die Knesset gehen müsste. Der damalige israelische Ministerpräsident Menachem Begin nutzte die Gelegenheit und schlug mit der Einladung Sadats eine Friedensbrücke zu Ägypten. Es folgte ein anstrengender Verhandlungsmarathon, bis es schließlich im September 1987 zum Friedensabkommen zwischen Ägypten und Israel kam. Sadat wollte, dass auch alle anderen arabischen Staaten in Friedensverhandlungen mit Israel eintreten – ein mutiger Schritt in Richtung Frieden, der Ägypten die diplomatischen Kontakte zu den anderen arabischen Staaten kostete: Ägypten wurde aus der Arabischen Liga ausgeschlossen und erst im Jahr 1989 wieder aufgenommen. Heute bewegen sich auch einige andere arabische Staaten in Richtung Frieden, doch wie viel Zeit hat uns das gekostet? Und vor allem: wie viele Menschenleben?

Die Übernahme der Verantwortung

Israel kämpfte jahrzehntelang um die Anerkennung seines Existenzrechts bei den arabischen Ländern. Dieses Existenzrecht ist eine Selbstverständlichkeit und nicht verhandelbar. Nun ist es an der Zeit, dass Israel mehr Verantwortung für Frieden und Entwicklung in der Region übernimmt. Israel ist im Nahen Osten, aber auch international, in vielen Bereichen ein Vorreiter. Es ist ein demokratischer Staat, der die Gewaltentrennung lebt, der technologisch, wissenschaftlich und wirtschaftlich fortgeschritten ist und große Summen in moderne Startups investiert. Dieser Fortschritt möge auch in einen Friedensfortschritt münden. Gewalt gegen Menschen ist keine akzeptable Ultima Ratio des politischen Handelns; die Spirale der Gewalt dreht sich, bis jemand den Mut hat, sie zu unterbrechen. Vom Frieden profitieren immer alle Beteiligten. Es muss unser aller Ziel sein, dass Frieden auf dieser Welt herrscht, und hierfür kann jeder von uns einen Beitrag leisten. Si vis pacem, para pacem.

Während ich diesen Beitrag verfasse, erreicht mich die traurige Nachricht vom Ableben Aba Lewits, eines der letzten Zeitzeugen des Holocaust. An dieser Stelle darf ich ihn in Hochachtung zitieren: „Sie sollen bedenken, dass sie Menschen sind. Das ist das Einzige. Sie sollen menschlich sein." Das gilt für uns alle.

Gewalt gegen Menschen ist keine akzeptable Ultima Ratio des politischen Handelns. Die Spirale der Gewalt dreht sich, bis jemand den Mut hat, sie zu unterbrechen.

„Israel ist ein Partner für die gesamte Region"

Der Friedensvertrag zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten könnte am Beginn einer Neuzeichnung der politischen Landkarte des Nahen Ostens stehen. Ein Gespräch mit dem Botschafter der VAE in Wien, Ibrahim Salim Al Musharrakh.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

NU: Herr Botschafter, welche wirtschaftlichen und politischen Auswirkungen des Mitte September unterzeichneten „Abraham-Abkommens" zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten sehen Sie? Bahrain, jüngst auch Sudan, haben ähnliche Verträge mit Israel abgeschlossen. Wird das die Region beeinflussen?

Ibrahim Salim Al Musharrakh: Das „Abraham-Abkommen" ermöglicht den VAE und Israel, konstruktive Beziehungen auf verschiedenen Ebenen zu entwickeln. Dieser Vertrag stärkt Frieden, Sicherheit und Stabilität der gesamten Region. Zugleich eröffnet er der Jugend beider Länder und ihrer Nachbarn neue Möglichkeiten. Er stellt die bilateralen Beziehungen beider Länder auf eine solide Grundlage: Das betrifft weite Bereiche, wie die Wirtschaft, Gesundheit, Tourismus, Energie, Technologie und Kultur. Israels Wirtschaft boomt, es ist ein in verschiedenen Bereichen, etwa der Technologie, führendes Land. Der Abschluss des „Abraham-Abkommens" hat aber auch einen positiven Einfluss auf die anderen Länder der Region. Denn er zeigt, dass multilaterale Zusammenarbeit Spannungen reduzieren und Vertrauen aufbauen kann. Das langfristige Ergebnis wird eine ökonomisch florierende und politisch stabile Region sein. Israel ist ein Partner. Ein Partner für die gesamte Region.

Welche Auswirkungen wird das Abkommen auf die geostrategische Landschaft des Nahen und Mittleren Ostens haben?

Führen wir uns die bisherigen Friedensverträge Israels mit Ägypten 1979 und Jordanien 1994 und deren Ergebnisse vor Augen: Diesen Beispielen wollen die „Abraham-Verträge" folgen. Geopolitische Veränderungen hängen natürlich von mehreren Faktoren ab. Aber das Vertragswerk zwischen den Vereinigten Arabischen Emiraten und Israel hat das Potenzial, jene Kräfte zu stärken, die überzeugt sind, dass die Zukunft der Region in der Akzeptanz von Israel als strategischem Partner liegt. Darüber hinaus wird der Friedensvertrag die Zusammenarbeit im Bereich der Sicherheit fördern. Und da liegen einige Herausforderungen vor uns.

Fürchtet Ihre Regierung nicht, dass die VAE mit diesem Abkommen den Interessen der Palästinenser schaden?

Nein, ganz im Gegenteil! Die „Abraham-Verträge" bieten den Palästinensern gute Möglichkeiten: Es sind ja die Annexionspläne gestoppt, und dadurch steigen die Chancen auf die Wiederaufnahme von Verhandlungen mit dem Ziel, den Nahostkonflikt zu beenden. Wir glauben, dass die Palästinenser durch unseren Vertrag mit Israel Vorteile haben. Die Palästinenserfrage ist auch immer im Zentrum der Außenpolitik der Vereinigten Arabischen Emirate gestanden. Nach wie vor betrachten wir die arabische Friedensinitiative von 2002 als Roadmap zur Beendigung des Konflikts durch eine Zwei-Staaten-Lösung.

Sehen Sie die „Abraham-Verträge" nicht auch vor dem Hintergrund des Konflikts zwischen iranischen und arabischen Interessensphären? Haben die Verträge mit einem gewissen Antagonismus zwischen Sunniten und Schiiten zu tun?

Nein, das sehe ich überhaupt nicht so. Denn die VAE nehmen eine Position ein, die alles tut, um Konflikte in der Region zu deeskalieren. Ich bin überzeugt, dass die „Abraham-Verträge" einen wichtigen Beitrag zu einer stabilen Nachbarschaft leisten: durch die Förderung von Zusammenarbeit und den zunehmenden Fokus auf multilaterale Lösungsansätze. Diese sind Voraussetzung für den Frieden im Nahen und Mittleren Osten.

© KARLOVITS/SCHWARZ/HBF

Ibrahim Salim Al Musharrakh als neuer Botschafter der VAE im November 2019 in Wien.

Normaler Pragmatismus

© WIKI COMMONS

Abu Dhabi ist dank seiner großen Erdölvorkommen das reichste Emirat der VAE. Rasantes Wachstum ist garantiert.

Israel und die Vereinigten Arabischen Emirate haben Frieden geschlossen. Eine wirkliche Überraschung war die Ankündigung einer „Normalisierung" der Beziehungen zwischen den beiden Ländern nicht.

VON JOHANNES GERLOFF (JERUSALEM)

Die erste Nachricht, dass Israels Ministerpräsident Benjamin Netanjahu mit Scheich Mohammed Bin Sajed Al Nahjan, dem Kronprinzen von Abu Dhabi und Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Vereinigten Arabischen Emirate (VAE) telefoniert habe, kam nicht aus einem der beiden Länder, sondern aus den USA. Eine „umfassende Normalisierung der Beziehungen" soll vereinbart worden sein, verkündete US-Präsident Donald Trump das Vorhaben.

Israel würde seine Souveränitätserklärung über Teile des Westjordanlandes aussetzen, so die Erklärung aus Washington. Liberale Beobachter sehen damit Israels Souveränität über Teile der Westbank vom Tisch, die Bautätigkeit in den Siedlungen eingestellt und die Zweistaatenlösung als einziges verbleibendes Ziel. Die Mehrheit der israelischen Juden sowie das weltweite Judentum zeigten sich jedenfalls begeistert. Die Siedler hingegen fühlen sich hintergangen und werfen Netanjahu vor, mit einem Land einen Friedensvertrag zu schließen, mit dem Israel nie im Kriegszustand war.

Anders als bei früheren Abkommen mit arabischen Nachbarn gingen der Ankündigung dieses Friedensvertrags keine Ausarbeitungen von Visaverträgen, Sicherheitsvereinbarungen oder Flugverbindungen voraus. Selbst Israels Sicherheitskabinett, seine Außen- und Verteidigungsminister erfuhren von Netanjahus Telefonat mit dem Scheich erst durch die Verlautbarung aus Washington, möglicherweise erst aus den Medien. Eine wirkliche Überraschung war die Ankündigung einer „Normalisierung" der Beziehungen zwischen Israel und den VAE dennoch nicht: Geheimdienste, Waffenhändler und Militärs kooperieren seit Jahrzehnten, auch in der Landwirtschaft sowie der Bewässerungs- und Cybertechnik sind schon Milliardenbeträge zwischen Israel und den VAE geflossen.

Kompromisslos

Die Vereinigten Arabischen Emirate sind ein Zusammenschluss von sieben Emiraten im Südosten der arabischen

Halbinsel, unmittelbar am Persischen Golf gelegen. Nur zwölf Prozent der Bevölkerung der VAE sind allerdings tatsächlich Emiratis. Unter der arbeitenden Bevölkerung stellen sie gar nur ein Prozent. „Ein ungeschriebenes soziales Gesetz macht eine zufällige Konversation mit Emiratis schwierig, wenn sie nicht schlicht unangemessen ist", sagt Michael Bassin, der als amerikanischer Jude Jahre in den VAE gelebt hat. Hunderte – manche Schätzungen sprechen sogar von 1500 – Juden leben in den Emiraten. Mittlerweile gibt es dort drei jüdische Gemeinden, von denen zwei orthodox sind. 2019 wurde Jehuda Sarna offiziell der Titel eines Oberrabbiners der VAE verliehen.

Unter Menschenrechtsaktivisten sind die VAE berüchtigt für das kompromisslos geltende Scharia-Recht, harte Kollektivstrafen, die Todesstrafe und dafür, dass Gastarbeiter kaum Schutz genießen. Die britische Organisation „Detained in Dubai" („Verhaftet in Dubai") hat seit ihrer Gründung im Jahr 2008 mehr als 10.000 Menschen betreut, die mit dem rigorosen Rechtssystem der VAE in Konflikt geraten sind.

Wie schnell man in den VAE im Gefängnis landen kann, weiß die Juristin und „Detained in Dubai"-Gründerin Radha Stirling. Der Grund mögen „verdächtig" viele Antidepressiva im Gepäck sein oder weil ein Geschäftsmann einen einheimischen Kollegen aus Versehen an der Hüfte berührt hat. Ungefähr die Hälfte ihrer Klienten sind Geschäftsleute, die mit einheimischen Partnern in Konflikt geraten sind. Nicht nur Regimekritik, schon ein ungedeckter Scheck, „anrüchige" oder saloppe Bemerkungen, emotionale Ausbrüche einer betrogenen Ehefrau oder auch nur ein negatives Wort über einen Autovermieter in den sozialen Medien können rechtliche Folgen nach sich ziehen.

Gemeinsamer Feind Iran

Ein entscheidender Faktor für die Annäherung zwischen dem jüdischen Staat und den VAE ist die Bedrohung durch den Iran mit seinen nuklearen und hegemonialen Ambitionen. Teheran macht aus seinem Bestreben, den Staat Israel auszulöschen, kein Hehl. Zeitgleich führen die schiitischen Mullahs und ihre Verbündeten einen teilweise sehr blutigen Krieg gegen die sunnitischen Araber im Golf, der vor allem im Jemen ausgetragen wird. Weitab von der Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit wird dort mit großer Grausamkeit und ohne rechtlich nachvollziehbare Maßstäbe gekämpft. Wiederholt wurden in der Meerenge von Hormus Öltanker von iranischen Schnellbooten festgesetzt oder zumindest attackiert.

Das Atomabkommen zwischen dem Westen und dem Iran im Jahr 2015 war nicht nur Jerusalem ein Dorn im Auge, sondern wurde auch von den Golfarabern heftig abgelehnt. 2016 machte Israels UNO-Botschafter Danny Danon eine Reise nach Dubai, in der es hauptsächlich um den Iran ging. Israels Raketenabwehrtechniken ebenso wie seine Cybertechnologie sind von großem Interesse für die arabischen Golfstaaten. In den vergangenen Jahren hat Israel mehrfach unter Beweis gestellt, dass es als einziges Land im Nahen Osten willens und fähig ist, sich der Bedrohung aus dem Iran zu stellen – die auch die größte strategische Bedrohung der VAE ist.

Palästinensische Reaktionen

Deren Außenminister Anwar Gargasch betonte nun bezüglich des Abkommens, dass es sich dabei nicht nur um eine symbolische Geste handle. Vielmehr wolle sein Land weitreichende bilaterale Beziehungen aufbauen, besonders in den Bereichen Landwirtschaft, Nahrungssicherheit, Cybersicherheit, Tourismus, Technologie und Handel. Die Palästinenser forderte er auf, umgehend Friedensverhandlungen mit den Israelis aufzunehmen.

Tatsächlich war die palästinensische Führung vielleicht der einzige Player auf der Bühne des Nahen Ostens, der von Trumps Verlautbarung komplett überrascht wurde. Spontan wetterte Mahmud Abbas gegen einen „Verrat an Jerusalem, der Al-Aksa-Moschee und der palästinensischen Sache" und berief seinen Botschafter, Issam Masalha, aus den VAE zurück.

Auf dem Tempelberg zerrissen und zertrampelten palästinensische Gottesdienstbesucher Bilder von Scheich Mohammed Bin Sajed. In Gaza, dem Westjordanland und palästinensischen Flüchtlingslagern im Libanon kam es zu Demonstrationen. Offiziell wird ein Abkommen zwischen Israel und den VAE als „Normalisierung ohne Gegenleistung" von den Palästinensern vehement abgelehnt. Manche Fraktionen sprachen gar von einem „Messerstich in den Rücken" durch einen arabischen Verbündeten, dem man vertraut habe.

Kein Notfall

Israel hat bisher mit zwei arabischen Staaten Friedensverträge unterzeichnet: Im März 1979 mit Ägypten und im Oktober 1994 mit Jordanien. Beides sind, wie die VAE, totalitäre Regimes, die ihre Bevölkerung teilweise brutal unterdrücken. Zu beachten ist auch, dass nicht erst der ägyptische Präsident Anwar al-Sadat, sondern bereits Jordaniens König Abdallah I. seine pragmatische Offenheit gegenüber dem jüdischen Staat mit dem Leben bezahlt hat.

„Normalisierung der Beziehungen mit dem jüdischen Staat Israel" hat in der arabischen Welt einen unmoralischen Beiklang. Gleichzeitig haben Washington und Israel enthusiastisch ihrer Hoffnung Ausdruck verliehen, „dass mehr arabische und islamische Staaten in naher Zukunft ihre Beziehungen zu Israel normalisieren werden". Bahrain und Sudan sind gefolgt. Auch der Oman, Marokko, vielleicht sogar Saudi-Arabien könnten ihre Beziehungen zu Israel auf eine neue Ebene stellen. Sultan Qabus von Oman hatte Netanjahu schon im Oktober 2018 zu einem Besuch eingeladen. Und der saudische Kronprinz Mohammed Bin Salman brach wenige Wochen vor der Einladung des Sultans von Oman ein Tabu in der arabischen Welt: Er gestand den Israelis öffentlich „ein Recht auf ihr eigenes Land" zu.

Die Palästinenser bemühen sich, mit allen Mitteln zu verhindern, dass weitere arabische oder islamische Staaten folgen. Als die US-Botschaft im Mai 2018 nach Jerusalem verlegt wurde, war es den Palästinensern noch gelungen, eine dringliche Sitzung der Arabischen Liga einzuberufen. Dieses Mal nicht mehr.

Allianz auf dem Prüfstand

© ARIEL SCHALIT /EPA/PICTUREDESK.COM

Wie sich die Nahostpolitik Joe Bidens gestalten wird, ist noch nicht ganz klar.

Nur ein Fünftel der jüdischen Wählerinnen und Wähler stimmte bei der US-Präsidentschaftswahl für Donald Trump. Es ist Joe Biden, der im Jänner mit der größten jüdischen Zustimmung seit Jahrzehnten ins Weiße Haus einziehen dürfte. Was Bidens Wahlsieg und Trumps Abwahl für US-amerikanische Juden und den Nahen Osten bedeutet.

VON ERIC FREY UND PETER FREY

Kein Präsident der vergangenen Jahrzehnte löste so viel Antipathie bei US-Juden aus wie Donald Trump. Nur bei den Orthodoxen hatten er und andere republikanische Kandidaten eine deutliche Mehrheit, bei allen anderen Gruppen konnte Joe Biden vier Fünftel aller Stimmen für sich gewinnen. Vier Jahre lang versuchte Trump (fast) alles, jüdische Wähler, die traditionell Demokraten unterstützen, für sich zu gewinnen. Er erfüllte wie kein anderer US-Präsident vor ihm die Wünsche einer israelischen Regierung, von der Übersiedlung der US-Botschaft nach Jerusalem bis zur Zustimmung zur Teil-Annexion des Westjordanlandes; und er setzte seinen jüdischen Schwiegersohn und Berater Jared Kushner als Friedensstifter im Nahen Osten ein. „Kein Präsident hat so viel für die Juden getan", verkündete Trump immer wieder und warf jüdischen Demokraten Illoyalität vor.

Geholfen hat ihm das nicht. Nur 21 Prozent der jüdischen Wählerinnen und Wähler stimmten bei der Präsidentschaftswahl für Trump, weniger noch als 2016. Eine Umfrage der linksliberalen jüdischen Organisation J Street, die sich für eine Zwei-Staaten-Lösung im Nahostkonflikt einsetzt, zeigt, dass Trump an zwei Fronten scheiterte. Erstens sind den meisten US-amerikanischen Juden heute andere Themen wichtiger als Israel: Heuer waren es die Corona-Pandemie, das Gesundheitssystem, der Klimawandel, die Wirtschaftslage und die Zusammensetzung des Höchstgerichts. Nur fünf Prozent nannten Israel als eine der beiden Top-Prioritäten.

Breite Ablehnung

Und auch beim Thema Israel lehnen die meisten die Politik von Trump ebenso ab wie die des israelischen Premiers Benjamin Netanjahu, der in den Trump-Jahren bei US-Juden zunehmend unbeliebt geworden ist. Sie unterstützen eine Zwei-Staaten-Lösung mit einem palästinensischen Staat, lehnen die Annexion von Teilen des Westjordanlandes und den Bau neuer jüdischer Siedlungen dort ab und wollen die finanzielle Unterstützung für die Palästinenserführung, die Trump beendet hat, wiederherstellen. Auch beim Atomdeal mit dem Iran ist Amerikas jüdische Bevölkerung auf

Seiten von Biden, der zu dem unter Barack Obama ausgehandelten Pakt zurückkehren will, und steht damit im Gegensatz zu den meisten Israelis.

„Jüdische Wähler haben sich wieder einmal liberaler als fast jede andere demografische Gruppe erwiesen und gezeigt, dass die Berufung auf eine rechte, angeblich pro-israelische Außenpolitik nicht funktioniert – vor allem, wenn sie von einer Partei kommt, die offen für weiße Nationalisten und antisemitische Verschwörungstheoretiker eintritt", sagt Jeremy Ben-Ami, Präsident von J Street.

Für die Evangelikalen mag Trump tatsächlich der „König Israels" sein, wie er sich in Tweets nannte, ebenso für den jüdischen Rechtsaußen-Milliardär Sheldon Adelson, der 75 Millionen Dollar für den Trump-Wahlkampf gespendet hat. Doch es ist Biden, der am 20. Jänner mit der größten jüdischen Zustimmung seit Jahrzehnten ins Weiße Haus einziehen dürfte.

Das liegt auch daran, dass Biden in seiner 47-jährigen politischen Laufbahn stets als großer Freund Israels gegolten hat und damit auch den jüdischen Wähler der Mitte – der den linken, israel-kritischeren Kräften in der Demokratischen Partei skeptisch gegenübersteht – ansprechen kann. Anders als bei Obama wird Biden sowie der zukünftigen Vizepräsidentin Kamala Harris mit ihrem jüdischen Ehemann eine von positiven Emotionen getragene Haltung gegenüber Israel zugetraut. Aber wie sich die Nahostpolitik einer Regierung Biden gestalten wird, ist noch nicht ganz klar.

Eine Säule weniger

In vielen Punkten wird Biden einfach zur Linie der Obama-Jahre zurückkehren. Das gilt vor allem für die Iranpolitik. Hier wird Biden viel Energie einsetzen, um den von Trump aufgekündigten Atomdeal (JCPOA) wieder zum Leben zu erwecken und nur jene Sanktionen beizubehalten, die nicht mit der iranischen Nuklearpolitik zusammenhängen. Ob dies gelingen kann, ist allerdings offen. Denn auch im Iran ist die Unterstützung für den Deal in den vergangenen vier Jahren gesunken. Und das Regime in Teheran wird sich hüten, Zugeständnisse zu machen, wenn ein zukünftiger republikanischer Präsident, der im schlimmsten Fall Trump heißen könnte, alles wieder zerreißen könnte.

Die von Trump und Kushner ausgehandelten Friedensabkommen zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten, Bahrain und Sudan wird Biden voll unterstützen und weitere Friedenspartner suchen. Allerdings dürften sich die Beziehungen zu Saudi-Arabien deutlich abkühlen. Der saudische Thronprinz Mohammed Bin Salman wird Biden den Kurswechsel zum Iran übelnehmen, und die Biden-Regierung ihm seine Menschenrechtsverstöße, wie die grausame Ermordung des Journalisten Jamal Kashoggi. Diese Säule der US-Politik in der Region dürfte deutlich schwächer werden.

Auch die Allianz mit Israel steht vor einer Belastungsprobe. Die Achse Trump-Netanjahu hat einen Keil zwischen Israel und die Demokraten getrieben. Auffallend ist, wie schwach die Netanjahus Gratulation zu Bidens Wahlsieg ausgefallen ist. Bidens wichtigste außenpolitische Berater wie Jake Sullivan, Tony Blinken und Wendy Sherman stehen etwas links von ihm und könnten auf eine kritischere Haltung gegenüber der israelischen Besatzungspolitik und dem Siedlungsbau drängen. Doch insgesamt dürfte der israelisch-palästinensische Konflikt in den Hintergrund rücken. Biden wird sich hüten, viel politisches Kapital für dieses so undankbare Thema zu verwenden – vor allem auch, weil das Ziel einer Zwei-Staaten-Lösung derzeit weiter entfernt denn je scheint.

Über die Art und das Ausmaß der Militärhilfe für Israel könnten innerhalb der Demokratischen Partei und damit auch der Regierung Biden heftige Debatten entstehen. Die entscheidende Frage ist, wie sehr diese Milliardenhilfe an Bedingungen geknüpft wird, was der linke Flügel in der Partei und auch immer mehr jüdische Wähler fordern. Für J-Street-Chef Ben-Ami wäre es entscheidend, dass die Regierung sich vehement gegen jede Form der Annexion oder des Siedlungsbaus stellt, der dazu gedacht ist, die Gründung eines Palästinenserstaates zu verhindern: „Ein Weg, auf dem man diese Botschaft vermitteln kann, wäre die Klarstellung, dass amerikanische Verteidigungshilfe ausschließlich für Israels echte Sicherheitsbedürfnisse verwendet werden darf – und nicht, um die Besatzung auszubauen oder eine Annexion voranzutreiben." Solche Auflagen, auf die Obama verzichtet hatte, wurden zuletzt von führenden Demokraten im Kongress befürwortet.

Konstruktive Kritik

Für J Street war der jüngste Wahlkampf ein großer Schritt vorwärts. Durch die klare Ablehnung der Trump-Politik hat die Organisation ihren Einfluss in der Demokratischen Partei ausgebaut und steht jetzt zumindest gleichberechtigt neben AIPAC, der etablierten pro-israelischen Interessenvertretung, die auf Kritik an israelischer Regierungspolitik weitgehend verzichtet. Aber wie die Umfragen zeigen, steht die Mehrheit der US-Juden näher bei den Positionen, die J Street vertritt. Dazu zählt auch die klare Ablehnung der Boykottbewegung BDS, die unter manchen jüdischen Studierenden und dem ganz linken Rand der Demokraten eine gewisse Sympathie genießt. Aber auch progressive Demokraten wie die neugewählten schwarzen Abgeordneten Mondaire Jones und Jamaal Bowen, der in Westchester nördlich von New York City den demokratischen Polit-Veteranen Elliot Engel besiegt hat, stehen mit ihrer offenen, aber konstruktiven Kritik an der israelischen Besatzungspolitik J Street nahe.

Die Verlierer der Wahl sind jedenfalls die Nationalreligiösen und Orthodoxen, die unter Trump viel Prominenz und Einfluss hatten. Insgesamt dürften die Trump-Jahre aber die politische und emotionale Bindung zwischen den US-amerikanischen Juden und dem Staat Israel weiter geschwächt haben. Und das könnte für Israel langfristig zum größten Problem werden.

Peter Frey lebt seit vierzig Jahren in den USA und ist Vorstandsmitglied von J Street.
Eric Frey ist Chef vom Dienst der Tageszeitung „Der Standard".

Das Ende einer besonderen Freundschaft

Donald Trump muss in wenigen Wochen aus dem Weißen Haus ausziehen – auch wenn er das bis zuletzt nicht zugeben will. Sein Nachmieter steht fest: Joseph Robinette „Joe" Biden jr. ist der gewählte US-Präsident. Mit der ungewöhnlichen Amtszeit von Trump endet zugleich eine einzigartige Partnerschaft zwischen den USA und Israel.

VON TIM CUPAL

In Israel herrscht Enttäuschung über das Wahlergebnis. Die große Mehrheit der Israelis, laut dem Israel Democracy Institute sind es siebzig Prozent, hätte sich eine zweite Amtszeit von Donald Trump gewünscht. Der israelische Regierungschef Benjamin Netanjahu zeigte sich nach der Entscheidung im US-Präsidentschaftsrennen zunächst zurückhaltend und ließ sich zwölf Stunden Zeit, bis er endlich gratulierte.

Kein Wunder, die USA haben unter Donald Trump viele ihrer strategischen Ziele in der Region an die Ziele Israels angepasst. Das Ergebnis ist aus israelischer Sicht eine lange Erfolgsliste: Da ist die Verlegung der US-Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem und damit die US-Anerkennung Jerusalems als ungeteilte Hauptstadt Israels. Dann gab Washington grünes Licht für Israels Souveränität über die Golanhöhen, die das Land im Sechstagekrieg 1967 von Syrien eroberte. Im Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger Barack Obama sieht Donald Trump den jüdischen Siedlungsbau im Westjordanland nicht als völkerrechtswidrig an, im Gegenteil setzte er mit David Friedman einen offen siedlerfreundlichen US-Botschafter ein. Unter Trump stiegen die USA aus dem Atom-Abkommen mit dem Iran aus, das von Netanjahu wiederholt als massive Bedrohung für die Sicherheit Israels bezeichnet wurde. Und zuletzt veröffentlichte Trump im Sommer seinen Nahost-„Friedensplan", der die Annexion von Teilen des Westjordanlands vorsieht.

Wunschkonzert mit Dissonanzen

Kritiker sehen in den vergangenen vier Jahren vor allem einen großen Schönheitsfehler: Es fehlen die Partner für Trumps „Friedensplan". Die Palästinenser verließen den Verhandlungstisch als Reaktion auf die Verlegung der US-Botschaft nach Jerusalem. Nach der Veröffentlichung des Trump-Plans im Sommer machte Palästinenser-Präsident Mahmud Abbas eine oft erhobene Drohung wahr und kündigte die Sicherheitszusammenarbeit mit Israel und den USA auf: ein schwerer Schlag gegen den Antiterror-Kampf. Die Palästinenser weigerten sich außerdem, die von Israel eingehobenen Steuereinnahmen anzunehmen. Die Folge: Der Autonomiebehörde geht das Geld aus, tausende palästinensische Beamte müssen massive Gehaltseinbußen hinnehmen. Dazu kommen noch gestrichene US-Finanzhilfen in Millionenhöhe. Die Palästinenser stekken politisch in einer Sackgasse, in der ein explosiver Cocktail aus Armut, Perspektivenlosigkeit und Ärger über die eigene Führung munter vor sich hin köchelt.

Mit Joe Biden zurück in die Zukunft?

In Israel herrscht Nervosität. Die Sorge: Der gewählte und künftige US-Präsident Joe Biden könnte zum israelkritischen und iranfreundlichen Kurs der Obama-Administration zurückkehren. Für die meisten Kommentatoren in Israel steht fest, dass der künftige US-Präsident Trumps Nahostplan „Frieden für Wohlstand" nicht weiterverfolgen wird. Eine Biden-Administration wird außerdem mit hoher Wahrscheinlichkeit eine deutlich zurückhaltendere Position gegenüber dem Siedlungsbau im Westjordanland einnehmen.

Trotzdem bestehe kein wirklicher Anlass zu Sorge, beruhigt Robert Malloy, ehemaliger Nahost-Berater von Präsident Obama, im ORF-Interview. Es werde unter Joe Biden mit Sicherheit keine Revolution in der Israelpolitik der USA geben.

Denn Biden werde in erster Linie versuchen, das Verhältnis zu den Palästinensern zu kitten. Eine Möglichkeit dazu wäre, wieder ein US-Konsulat in

© RONEN ZVULUN/REUTERS/PICTUREDESK.COM

Wann Joe Biden als US-Präsident am Flughafen Ben Gurion landen wird, steht noch nicht fest. Im März 2010 besuchte er mit seiner Frau Jill Biden Israel als Vizepräsident, beim nächsten Mal wird ein neues Kapitel der US-israelischen Beziehung aufgeschlagen.

Ost-Jerusalem zu eröffnen. Hilfreich wäre es wohl auch, einen Teil der gestrichenen US-Finanzhilfen wieder an die Palästinenser fließen zu lassen – genau das hat die künftige Vizepräsidentin Kamala Harris im Wahlkampf bereits versprochen.

Für die palästinensische Autonomiebehörde sei ein symbolischer Erfolg überlebensnotwendig, um erhobenen Hauptes aus der politischen Sackgasse heraus und zurück an den Verhandlungstisch kommen zu können, erklärt Malloy. Für die USA werde es im Nahostkonflikt wichtig sein, wieder in ihre Rolle als unparteiischer Vermittler, als „ehrlicher Makler", zurückzufinden.

Die unbestrittenen außenpolitischen Erfolge der Trump-Zeit, werden von Biden anerkannt. Dass er auf den Abraham-Abkommen – den Friedensabkommen, die Israel mit den Vereinigten Arabischen Emiraten, Bahrain und dem Sudan geschlossen hat – aufbauen werde, hat er im Wahlkampf mehrfach wissen lassen. Und das Atom-Abkommen mit dem Iran? Biden hat bei mehreren Gelegenheiten angedeutet, das Abkommen neu verhandeln zu wollen. Was in Israel Politikern fast aller Fraktionen und Sicherheitsexperten Bauchschmerzen bereite, sei jedoch nicht sehr realistisch, so Malloy. Denn eine Rückkehr der USA in das Abkommen hänge von mehreren, sehr unsicheren Variablen ab: Zunächst müsse sich auch der Iran bewegen und wieder an die Bestimmungen des Abkommens halten.

Alles bleibt besser

Außerdem müsse sich Joe Biden als US-Präsident zuerst einmal dringlicheren innenpolitischen Herausforderungen stellen, wie etwa der Bewältigung der Corona-Pandemie oder der Aussöhnung des tief gespaltenen Landes. Dazu komme noch ein aller Wahrscheinlichkeit nach republikanisch dominierter Senat. Viel zusätzlichen politischen Spielraum für umstrittene Nahostprojekte wie das Iran-Atomabkommen sieht Malloy für die künftige Biden-Administration daher nicht. Kurz vor Redaktionsschluss dieser Ausgabe kommen gute Nachrichten aus den USA und der Region. Der scheidende US-Präsident Donald Trump lässt sich offenbar doch dazu überreden, in den verbleibenden Wochen seiner Amtszeit keine Militärschläge gegen iranische Atomanlagen durchzuführen.

Die palästinensische Autonomiebehörde überrascht Israel und die Welt mit einem positiven Signal: Sie will die Sicherheitszusammenarbeit mit Israel wieder aufnehmen. Langzeit-Regierungschef Netanjahu wiederum führte ein langes und laut eigenen Angaben „sehr herzliches" Telefongespräch mit dem künftigen US-Präsidenten. Joe Biden versprach dabei – wie alle US-Präsidenten vor ihm – die unerschütterliche US-Unterstützung für die Sicherheit Israels. Und Netanjahu bezeichnete Biden in dem Telefonat als „president-elect", als gewählten Präsidenten. Zum ersten Mal seit der US-Präsidentschaftswahl. Immerhin.

„Wer bin ich ohne diesen Hass?“

© WIKI COMMONS

Mahner für eine nachhaltige Friedenslösung im Nahen Osten und ausgezeichnet unter anderem mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels: David Grossman.

In seinem neuen Roman „Was Nina wusste“ rückt der israelische Schriftsteller David Grossman drei Frauen und ein Familiengeheimnis in den Mittelpunkt. Ein Gespräch über den Mut zu einem Friedensprozess im Nahen Osten.

VON MARIA STERKL (TEL AVIV)

David Grossman steht derzeit oft auf Brücken. Jeden Samstag nimmt er mit seiner Familie und anderen Demonstrierenden auf einer Autobahnbrücke Stellung, um gegen die israelische Regierung zu demonstrieren. Er weiß, dass man ihn dort erkennen und ansprechen wird, und vielleicht nicht immer auf freundliche Weise, aber seine Ideale wiegen schwerer als die Mühen der Konfrontation.

Für ihre Überzeugungen lebte auch das historische Vorbild der Heldin seines neuen Romans Was Nina wusste, die jugoslawische Partisanin Eva Panić-Nahir. Diese fesselnde Geschichte über eine komplexe Mutter-Tochter-Enkeltochter-Beziehung ist jetzt auf Deutsch erschienen.

NU: Die Heldin Ihres aktuellen Romans muss eine teuflische Entscheidung treffen: Entweder verrät Vera ihren Mann, oder sie verlässt ihre kleine Tochter. Sie entscheidet sich für den Mann. Die Tochter wird ihr das nie verzeihen, aber Vera scheint keine Schuldgefühle zu haben. Sie, als Autor, stellen sich in diesem Konflikt auf keine Seite. Warum?

Grossman: Ich muss Ihnen sagen, dass ich als Vater ganz anders gehandelt hätte als Vera. Ich hatte Probleme mit ihrer Entscheidung. Aber wenn Sie eine Figur schreiben, müssen Sie den Lesern die Chance lassen, zweifeln zu können. Und es sogar irgendwie zu genießen, nicht eindeutig zu wissen, ob sie sich zu der Figur hingezogen oder von ihr abgestoßen fühlen. Manchmal lese ich einen Roman, und ich spüre, der Autor hasst diese Figur. Das finde ich nicht richtig. Als Schriftsteller muss man einen Standpunkt einnehmen, auf dem man – wenn auch nur für ein paar Sekunden – diese Figur voll und ganz verkörpert. Später kann man sich dann ein Urteil erlauben. Ich versuche das mit jeder Figur. Ich will die Welt mit ihren Händen berühren. Denn vielleicht berühren sie die Welt ein wenig anders als ich.

Fällt es Ihnen manchmal schwer, sich in Ihre Figuren hineinzuleben?

Als ich *Eine Frau flieht vor einer Nachricht* schrieb, einen Roman über

eine israelische Frau namens Ora, da schrieb ich schon drei Jahre lang daran und scheiterte immer noch daran, mich in Ora hineinzuleben. Irgendwann war ich richtig verzweifelt, weil ich das Gefühl hatte, der Roman entgleitet mir, also setzte ich mich hin und begann einen Brief zu schreiben: „Liebe Ora, warum bist du so? Warum bist du nur so stur, warum gibst du nicht nach?" Und Sie werden es nicht glauben: In dem Moment wusste ich, wie dumm ich gewesen war. Weil es nicht sie war, die nachgeben sollte, sondern ich. Ich musste loslassen und zulassen, dass Ora in mich eindringt. Und als ich das plötzlich verstand, veränderte sich alles. Ora schrieb sich fast von selbst. Das Einzige, was ich tun musste, war, nicht einzugreifen.

Also waren Sie es, der stur war, nicht Ora?

Ja. Und es war so ein Vergnügen, endlich aufzugeben. Im realen Leben sind wir so versessen darauf, unsere Grenzen zu verteidigen. Wir lassen uns von niemandem vereinnahmen, uns nichts vorschreiben. Es kann aber so erfüllend sein, einfach aufzuhören zu kämpfen und sich zu erlauben, den Standpunkt eines anderen einzunehmen, vielleicht sogar den eines Gegners. Ich finde das sehr nützlich, um Probleme zu lösen – von Beziehungsproblemen bis hin zu politischen Konflikten. Für einen Moment zu verstehen, wie der Gegner das Drehbuch unseres Konflikts liest. Das macht einen nicht schwächer, und es führt auch nicht dazu, dass man plötzlich die Version des Gegners übernimmt, überhaupt nicht. Es macht nur den eigenen Bezug zur Welt reicher und tiefer. Und es hilft uns, den Konflikt zu lösen.

Sie sagen, wir sind versessen darauf, unsere Grenzen zu verteidigen. Ist das nicht verständlich, wenn Grenzen so oft verletzt werden?

Das stimmt sicher. Menschen und Gesellschaften, die verletzt wurden, wahren ihre Grenzen auf energischere Weise. Ich sehe das zwischen uns Israelis und den Palästinensern. Es gibt Mauern aus Hass und Misstrauen, die uns daran hindern, den gegnerischen Standpunkt auch nur für eine Minute zu sehen. Die Leute glauben, wenn sie sich kurz für den anderen öffnen, verlieren sie den Krieg. Und sie erzählen sich immer wieder dieselbe Geschichte über sich selbst, irgendwann glauben sie sogar die Teile davon, die gelogen sind. Sie polieren die Geschichte und drängen sie jedem Unbekannten auf, den sie zum ersten Mal sehen, in der Hoffnung auf Mitgefühl. Irgendwann ist aber vielleicht die Zeit, wo es gesünder ist, mit kritischem Blick auf die Geschichte zu schauen, die wir seit Jahrzehnten über uns selbst erzählen. Vielleicht bemerken wir dann, dass sie zu unserem Gefängnis geworden ist.

Wie befreit man sich aus diesem Gefängnis?

Leicht ist es nicht. Ich denke an einen Satz, den Veras Tochter in dem Roman sagt. Als sie plötzlich anfängt, ein wenig Mitgefühl für ihre Mutter zu empfinden, zum ersten Mal in ihrem Leben, sagt sie: „Was passiert da? Höre ich jetzt auf, sie zu hassen? Und wer bin ich eigentlich, ohne diesen Hass auf meine Mutter?"

Was könnte Israelis und Palästinensern helfen, den Gegenstandpunkt zu sehen?

Es braucht mutige Menschen an der Spitze, auf beiden Seiten. In traumatisierten Gesellschaften wie jener der Palästinenser und der Israelis, da braucht es jemanden, der uns ständig dran erinnert, dass wir nicht dazu verdammt sind, mit dem Schwert zu leben und durchs Schwert zu sterben. In Israel hatten wir solche Staatsmänner nie, und als wir einen hatten, (den früheren Premierminister) Jitzchak Rabin, wurde er umgebracht. Auf dem Weg in Richtung Frieden wird es immer Versuche geben, den noch jungen Frieden zu töten. Weil Frieden eben Kompromisse erfordert, und viele empfinden diese Kompromisse als erniedrigend und verletzend.

Wie sollte dieser Frieden aussehen?

Ich meine keinen Hollywoodfrieden, in dem wir und die Palästinenser Hand in Hand gen Sonnenuntergang spazieren, nein. Es wird ein misstrauischer Friede sein. Einer, in dem jede Seite ständig die andere beschuldigt: „Du hast mich betrogen, du hast diesen und jenen Punkt des Übereinkommens nicht erfüllt!" Solange aber die beiden Regierungen entschieden genug sind, werden diese lauten Stimmen weniger laut sein als die, die für den Frieden arbeiten. Wir brauchen solche Arbeiter für den Frieden. Menschen, die verstehen, wie stark Frieden eine Gesellschaft verändern kann und wie vergiftet wir schon sind durch den vielen Krieg.

In Ihrem Roman fällt der Satz: „Auch was nur beinahe passiert wäre, ist Teil der Wirklichkeit." Auf Israel umgelegt, könnte man sagen: Jitzchak Rabin hat nur beinahe nicht überlebt – und auch das ist Teil der heutigen Realität. Ist es dieser Teil der Wirklichkeit, der nun jeden Samstag in ganz Israel demonstrieren geht?

Vielleicht ja. Und ich finde es so wichtig, dass wir diese Proteste haben. Meine Frau, meine Kinder, die Enkeltöchter und ich nehmen auch daran teil. Ich weigere mich zu glauben, dass unser heutiges Leben das Leben ist, das für uns bestimmt ist. Ist ein Leben in Angst und Verzweiflung denn alles, was auf uns wartet? Nein, da ist noch viel mehr möglich. Es wird sich aber nie wirklich etwas ändern, wenn wir unsere problematische Beziehung

Viele Siedlungen wurden ganz bewusst so platziert, dass sie eine normale Grenzziehung zwischen uns und Palästina unmöglich machen. Aber die Zahl der Siedler ist keine Rechtfertigung, eine Zwei-Staaten-Lösung nicht zu versuchen.

mit den Palästinensern nicht lösen. Die Leute vergessen das gern, aber für mich ist die Besatzung der Palästinensergebiete die Wurzel allen Übels.

Einige Ihrer Co-Demonstranten würden Ihnen hier womöglich widersprechen und sagen: Wir haben in der Krise unsere Jobs verloren, können die Miete nicht mehr bezahlen, unser Regierungschef ist korrupt, deshalb gehen wir auf die Straße – was soll die Besatzung damit zu tun haben?

Eine Gesellschaft, die eine andere in Besatzung hält, entwickelt eine Gabe zu leugnen, dass sie davon profitiert, auch wirtschaftlich. Vermutlich wären die meisten Menschen schockiert, wenn Sie von ihnen verlangen würden, jemanden unter furchtbaren Bedingungen 53 Stunden lang im Keller ihres Hauses einzusperren. Sie könnten es mit ihrem Begriff von Menschlichkeit nicht vereinbaren. Aber sie akzeptieren es, ohne darüber nachzudenken, ein ganzes Volk von vier Millionen 53 Jahre lang in den Keller zu sperren. Ich bestehe darauf, meine israelischen Mitbürger auch weiterhin daran zu erinnern.

Wenn die Besatzung endet, die Palästinenser ihren Staat bekommen – was passiert dann mit den jüdischen Siedlungen im Westjordanland?

Ja, viele dieser Siedlungen wurden ganz bewusst so platziert, dass sie eine normale Grenzziehung zwischen uns und Palästina unmöglich machen. Aber die Zahl der Siedler ist keine Rechtfertigung, eine Zwei-Staaten-Lösung nicht zu versuchen. Die Siedlungen, die weiter weg sind, wird man räumen müssen. Aber die meisten Siedlungen, und ich sage das mit großem Bedauern, wird man nicht räumen können. Sie werden in irgendeiner Form annektiert werden, und die Palästinenser werden dafür entschädigt werden.

Ist der Friedenspakt zwischen Israel und den Emiraten und Bahrein ein Wendepunkt?

Ich denke schon. Die Führer der Emirate haben verstanden, dass Israel ein wichtiger Teil ihrer Sicherheitspolitik ist. Wir sollten uns im Klaren darüber sein, dass sie jetzt nicht auf Israel zugehen, weil sie Israel lieben – ganz und gar nicht. Sie denken einfach realistisch und wissen, Israel ist wichtig für das Bollwerk gegen den Iran, und darüber hinaus ein gutes Vehikel, um an den US-Präsidenten heranzukommen. Andererseits ist der Pakt auch problematisch, weil er die Palästinenser ignoriert. Die Palästinenser sind deswegen zu Recht wütend. Ich hoffe trotzdem, dass sie es zum Anlass nehmen, auf den Karren Richtung Frieden zu springen und klar zu sagen, was sie fordern – und nicht nur zu betonen, was sie ablehnen.

Teilen Sie die Befürchtung, dass es bei dem Pakt primär um Wirtschafts- und Sicherheitsinteressen geht – und man die palästinensischen Anliegen unter den Tisch fallen lässt?

Sollte das der Fall sein, ist der Pakt gefährlich. Man kann die Besatzung eine Weile ignorieren, aber sie ist eine Zeitbombe. Ich neige aber zur Ansicht, dass weitere Friedensschlüsse mit arabischen Staaten auch den Druck auf Israel erhöhen, sich der palästinensischen Frage zu widmen.

Apropos Friedensschluss. Die Mutter-Tochter-Beziehungen in Ihrem Roman sind kalt und distanziert. Schließlich wird der Tochter Veras Demenz diagnostiziert. Und dieser schleichende Erinnerungsverlust ist es, der den Beteiligten plötzlich erlaubt, sich gemeinsam zu erinnern.

Demenz ist eine furchtbare Krankheit, wirklich furchtbar, und ich habe einen Verwandten, der daran leidet – aber sie hat einen Vorteil. Man kann das Bewusstsein loslassen. Tatsachen sind nicht mehr in einer zwingenden Folge aneinandergekettet, die Wirklichkeit wird fluide. Natürlich ist das anfangs schrecklich beängstigend. Aber vielleicht gibt es allmählich diesen Punkt, an dem man sich befreien kann, von der Scheinbarkeit des wirklichen Lebens, auch von Verbindungen mit anderen Menschen.

„Man ist erst dann wirklich erwachsen, wenn man akzeptiert, dass die Eltern ein eigenes Seelenleben haben", heißt es an einer Stelle im Roman.

Ich glaube, wir neigen dazu, unseren Eltern das Privileg ihrer eigenen Psychologie zu versagen. So, als hätten wir das ganze Seelenleben und verdienten es, in einer sehr nuancierten Weise behandelt zu werden – aber umgekehrt fehlt uns manchmal die Geduld, das auch den Eltern zuzugestehen. Und zu versuchen nachzufühlen, warum sie damals mit dem Zeitgeist kollaboriert haben, der aus heutiger Sicht so falsch und dumm ist. Es liegt viel Reife darin zu erkennen: Auch die Mutter hatte eine Mutter. Und sogar Mutters Mutter hatte eine Mutter.

Manche erkennen das, wenn sie selbst Eltern werden.

Als mein ältester Sohn Yonatan geboren wurde, verstand ich meine Eltern plötzlich auf eine andere Weise. Ich verstand, dass man den Wunsch, ein wirklich guter Vater zu sein, praktisch nicht erfüllen kann. Dass du immer nur so glücklich sein kannst wie dein am wenigsten glückliches Kind, und zugleich kannst du es nicht beschützen. Das ist sehr schwer zu akzeptieren. Du siehst eines deiner inneren Organe ganz nackt in einer Welt herumspazieren, die so brutal ist und so dumm. Und du bist absolut unfähig, es vor dem Schlimmsten zu bewahren.

Was können wir sagen, um diesem Gespräch ein tröstliches Ende zu geben?

Ich glaube, ein optimistischer Gedanke ist, dass wir immer noch Kinder in diese Welt setzen, dass wir immer noch Bücher schreiben. Dass wir in der Regel anderen Menschen helfen möchten. Und dass wir uns weiterhin weigern, uns der Tyrannei bestimmter Regime zu unterwerfen.

Das Interview erscheint mit freundlicher Genehmigung der Tageszeitung *Der Standard*.

David Grossman
Was Nina wusste
Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer
Hanser Verlag, München 2020
352 S., EUR 25,70

„Dirigieren ist wie ein großes Gebet“

Der israelische Stardirigent Daniel Oren gastiert weltweit an den führenden Opern- und Konzerthäusern. Derzeit allerdings beschränken sich die Weltreisen auf Skype-Touren.

VON ANDREA SCHURIAN

© WWW.DANIEL-OREN.COM

Italien ist für den Musikdirektor am Teatro Municipale Giuseppe Verdi in Salerno die zweite Heimat.

Üblicherweise jettet Daniel Oren von Opernhaus zu Konzerthalle, von Covent Garden in London an die Scala nach Mailand und weiter an die Met in New York, dazwischen nach San Francisco, Buenos Aires, Wien, Salzburg, Verona, München, Turin, Paris. Oder nach Salerno, wo er seit 2007 als Musikdirektor am Teatro Municipale Giuseppe Verdi wirkt. Doch jetzt, in Zeiten von Corona, ist der Maestro nicht in der Welt unterwegs, sondern musste zumindest vorübergehend sesshaft werden. Und, ja, genießt es sogar ein bisschen. Denn statt am Dirigentenpult zu stehen, verbringt der israelische Stardirigent schon mehr als drei Monate am Stück in Toulon, mit seiner Frau, der französischen Schauspielerin Bérengère Warluzel, den vier gemeinsamen Kindern Romane, Ysaure, Guilad und Ariel. Und mit Schwiegermama und Schwager. „Corona ist eine große Tragödie für jeden, vielleicht eine noch größere für Künstler. Musiker ohne Musik: Das ist der Tod. Andererseits sagen die Kinder: ‚Vater, das ist das erste Mal, dass du so viel Zeit mit uns verbringst, so viel haben wir einander selten im Leben gesehen.‘ Und, ja, das ist eine große Freude für uns.“

Spätestens im Dezember will Daniel Oren allerdings wieder nach Salerno, wo er noch im Sommer einige Open-Air-Konzerte veranstalten und sogar die *Lustige Witwe* aufführen konnte. Dass die Kulturinstitutionen geschlossen sind, sei bedauerlich, aber freilich, Gesundheit gehe vor. Viele Häuser würden jetzt Streamingangebote ausrichten, aber das sei nicht so seins.

Es fehle die Emotion, das gewisse Etwas einer Live-Aufführung, das Publikum müsse für den vollendeten Genuss den Dirigenten, die Musiker im Orchestergraben, die Sängerinnen und Sänger auf der Bühne direkt erleben. „Aber ich weiß, dass meine Leute ohne Arbeit sind. Es ist ein Desaster, nicht nur für das Orchester und die Sänger, sondern auch für die Kostüm- und Bühnenbildner, für die Schneider, Tischler, Handwerker, für alle, die in verschiedensten Funktionen am Theater beschäftigt sind. Es ist eine Mizwa, dafür zu sorgen, dass sie Geld verdienen können. Also überlege ich mir doch, Streamings anzubieten.“ Kleine Pause. „Oder es passiert ein Wunder und Covid verschwindet!“ Viele seiner Dirigate sind dieses Jahr der Pandemie zum Opfer gefallen, darunter die *Tosca* mit Anna Netrebko in Covent Garden und *Nabucco* in der Arena di Verona, *Cavalleria Rusticana* und *Bajazzo* im Royal Opera House London, *Fedora* an der Scala und *La Bohème* in Turin, just dort, wo Giacomo Puccinis Oper im Jahr 1896 unter Arturo Toscanini uraufgeführt wurde.

Dass diese Aufführung abgesagt werden musste, tut ihm besonders weh.

Heimat Israel

Denn Italien ist seine zweite Heimat, hier feierte er nach seiner Dirigenten-Ausbildung in Berlin, wo er als Zwanzigjähriger den Herbert-von-Karajan-Wettbewerb gewann, seine ersten großen Erfolge an der Accade-

„Für die Araber war mein Großvater ein Verräter, für die Juden blieb er trotz allem ein Araber. Es war schwierig für meine Familie."

mia Nazionale di Santa Cecilia. In einem seiner Konzerte saß damals auch Opernintendant Gioacchino Lanza Tomasi und lud den vielversprechenden jungen Musiker aus Israel ein, *Manon Lescaut* zu dirigieren, „eine der schwierigsten Opern von Puccini überhaupt." Und Oren wurde Hausdirigent am Teatro dell'Opera in Rom, am Teatro Verdi in Triest, am Teatro di San Carlo in Neapel und am Teatro Carlo Felice in Genua. 2014 übernahm er außerdem für vier Jahre die musikalische Leitung der Israeli Opera in Tel Aviv, deren Ehrendirigent er bis heute ist. In seiner Heimat Israel, sagt der Welt- und Weitreisende, fühle er sich immer noch am meisten zu Hause.

Daniel Oren wurde 1955 in Jaffa geboren; damals trug er allerdings noch den arabischen Familiennamen Siksik. Den sollte er erst ändern, als er zum Studium nach Berlin ging. Es war die Zeit des PLO-Terrors, Daniels Eltern befürchteten, dass ihm wegen des Nachnamens Nachteile erwachsen könnten. Womöglich würden arabische Studenten die Inskriptionsverzeichnisse nach arabischen Namen durchforsten und dabei auf den jungen Israeli stoßen. Warum aber ausgerechnet Oren? Gab es den Namen bereits in der Familie? „Nein. Aber er hat, wie ich finde, einen schönen Klang. Außerdem ist er die hebräische Bezeichnung für Kiefer. Ich liebe Kiefern, sie werden in Israel übrigens auch als Weihnachtsbäume verwendet. Und ich liebe Weihnachtsbäume."

Arabisch-jüdische Familiengeschichten

Eine Terroristensuche brachte seinerzeit auch Orens Großeltern zusammen. Der muslimische Großvater war als Soldat der türkischen Armee an der Suche nach einem angeblichen jüdischen Attentäter beteiligt. Als er das Haus seines späteren Schwiegervaters betrat, eines wohlhabenden Besitzers mehrerer Fischgeschäfte in Jaffa, sah er zwar den Verdächtigen, er verliebte sich aber in die schöne Tochter des Hauses. „Mein Großvater war ein sehr nobler Mann. Er liebte die Juden. In den 1930er Jahren, bei einem arabischen Pogrom gegen Juden, versteckte er in seinen Geschäften die jüdischen Bürger von Jaffa. Und Jahre später warnte er seinen Freund, Tel Avivs Bürgermeister Meir Dizengoff, vor einem arabischen Mordkomplott. Für die Araber war mein Großvater ein Verräter, für die Juden blieb er trotz allem ein Araber. Es war schwierig für meine Familie, auch in meiner Kindheit lebten wir immer noch in diesem Zwiespalt."

Die jüngsten bilateralen Friedensvereinbarungen mit den Vereinigten Arabischen Emiraten, Bahrain und Sudan gäben Anlass zu Hoffnung und würden à la longue wohl auch die Situation in Israel verändern: „Das war ein Riesending, das Donald Trump und Benjamin Netanjahu auf den Weg brachten. Ich bin sicher, dass Joe Biden diese Linie fortsetzen wird."

Wie später auch Sohn Daniel besuchte Vater Ismail das Herzliya-Gymnasium, als vermutlich einziger Araber in der Klasse. Als er zwölf war, habe der Vater mit großer Inbrunst die israelische Hymne gesungen. „Sein

„Bernstein war genial als Musiker und Dirigent, aber er sprach mit jedem auf Augenhöhe. Er hatte eine große Seele. Das hört man auch an der Musik. Er ist mein großes Idol."

Musiklehrer fragte ihn, warum er das tat. Was er damit aber eigentlich sagen wollte, war: ‚Du bist Araber, du hast mit der Hymne nichts zu tun.' Das verletzte meinen Vater wie hundert Messer in seinem Herzen, sein ganzes Leben sprach er von diesem großen Schmerz."

Jiddische Mamme

Avram, Daniels Onkel, wurde übrigens der erste muslimische Richter Israels; Daniels Vater Ismael hingegen entschied sich als Sohn einer jüdischen Mutter fürs Judentum und heiratete schließlich die gläubige Jüdin Rivka Granatstein, Daniels Mutter. „Sie war eine großartige jiddische Mamme. Und sie war davon überzeugt, dass ich eine große Mission zu erfüllen habe im Leben."

Also schleppte sie den Sohn zu Klavier-, Cello- und Gesangslehrern und ließ sich davon auch nicht abbringen, als der Klavierlehrer beschied: „Der Bub hat kein Talent." Auch die Gesangslehrer befanden den Elfjährigen als zu jung für eine Ausbildung und empfahlen, man solle doch zumindest den Stimmbruch abwarten. Das allerdings war keine Option für die Frau Mama.

Als Leonard Bernstein nach Israel kam, um seine *Chichester Psalms* aufzuführen, und einen Sänger für ein Solo des Königs David als Kind suchte, brachte Rivka Siksik ihren Sohn zum Vorsingen. Und bestand darauf, dass der Maestro höchstpersönlich ihren Sohn anhören sollte. Die Nähe zu Bernstein sei eine seiner wichtigsten und prägendsten Erfahrungen gewesen: „Bernstein war so ein wichtiger Musiker und Dirigent, vor allem aber war er a real Mentsch! Herbert von Karajan war ein großartiger Dirigent, niemand erreicht seinen Klang. Aber er war immer der große Karajan, der zu den anderen Menschen einen Kilometer Abstand hielt. Bernstein war das Gegenteil. Er war genial als Musiker und Dirigent, aber er sprach mit jedem auf Augenhöhe. Er hatte eine große Seele. Das hört man auch an der Musik. Er ist mein großes Idol."

Erlaubtes Vergnügen

Nach diesem Erlebnis war es wieder die Mutter, die befand, dass ihr Sohn zu Größerem als „nur" zu einem Instrument berufen sei, nämlich zum Dirigieren. Nach etlichen Absagen – „Ihr Sohn ist zu jung" – überzeugte sie einen gewissen Herrn Lustig, ihrem Daniel das Dirigieren beizubringen. „Selbstverständlich überwachte sie den Unterricht", erinnert sich der Maestro und lächelt: „Meine Mutter war furchtbar – im positiven Sinn. Ich hatte viel Feuer beim Dirigieren, holte weit aus. Herr Lustig riet mir zu kleineren Bewegungen. Meine Mutter stoppte ihn und sagte ihm auf Deutsch: ‚Herr Lustig, ich erlaube Ihnen nicht, die Persönlichkeit meines Sohnes zu zerstören!'"

Dirigieren, sagt Daniel Oren, sei für ihn wie ein großes Gebet, mit der Musik komme man näher zu Gott, vielleicht sogar näher als mit Gebeten: „Musik ist das Vorzimmer zu Gott, übrigens auch katholische Musik. Vor Covid dirigierte ich in Santa Cecilia in Rom die *Messa da Requiem* von Verdi. Ich fühlte mich Gott so nahe, obwohl es kein jüdisches Gebet war. Mir kamen während des Dirigierens die Tränen. Viele Musiker sagten danach zu mir: ‚Wir beteten von der ersten bis zur letzten Note mit dir.' Musik ist ein Privileg, das Gott uns gegeben hat."

Als orthodoxer Jude bemühe er sich natürlich, Schabbat-Regeln und jüdische Feiertage einzuhalten. Doch gleich eines seiner Konzerte nach dem Karajan-Wettbewerb fand an einem Freitag statt. Was also tun? Daniel Oren suchte Rat bei einem Berliner Rabbiner. Er erklärte diesem, dass er ohne Musik nicht leben könne und dass für ihn die Musik wie ein wunderschönes Gebet sei, das ihn näher zu Gott führe. „Auf eine gewisse Weise gab mir der Rabbi die Erlaubnis, auch am Schabbat zu dirigieren, indem er sagte: ‚Du arbeitest ja nicht, du dirigierst zum Vergnügen.'"

Daniel Oren: „Musik ist das Vorzimmer zu Gott"

© WWW.DANIEL-OREN.COM

© WWW.DANIEL-OREN.COM

Die zwei Seiten des Spiegels

© WIKIMEDIA/PIERRE DALOUS

Für den Ortolan stellen Checkpoints kein Hindernis dar. Er wird mit Netzen gefangen oder bekommt Erkennungsringe angepasst.

In seinem brillant komponierten Roman „Apeirogon" erzählt Colum McCann anhand einer israelisch-palästinensischen Freundschaft vom Nahostkonflikt. Eine der literarisch und politisch beeindruckendsten Erzählungen des Jahres.

VON MICHAEL PEKLER

„Wir leben unser Leben in wachsenden Ringen, die sich über die Dinge ziehn." In seiner Vorbemerkung zu *Apeirogon* zitiert der irische Schriftsteller Colum McCann den österreichischen Lyriker Rainer Maria Rilke. Wohl deshalb, weil auch die von ihm beschriebenen Lebensgeschichten wachsen, sich ausdehnen und ineinandergreifen. Dass Rilke eigentlich nur über sich selbst schrieb („Ich lebe mein Leben"), weiß McCann natürlich, aber ebenso, dass die Geschichten seiner beiden Protagonisten für unzählige andere stehen. Es sind jene von Bassam Aramin und Rami Elhanan, einem Palästinenser und einem Israeli. Rilkes Gedicht setzt sich mit den Zeilen fort: „Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen, aber versuchen will ich ihn."

*

Apeirogon sei ein „Hybrid-Roman", so McCann, „in dem das Meiste erfunden ist, eine Erzählung, die wie jede Erzählung Spekulation, Erinnertes, Tatsachen und Fantasie verwebt." Die Geschichten von Bassam Aramin und Rami Elhanan jedoch sind wahr, seit vielen Jahren erzählen die beiden Männer sie in Schulen, halten Vorträge, unternehmen Reisen. Beide Väter haben ihre Kinder verloren – durch den Feind. Beziehungsweise durch denjenigen, den sie jahrzehntelang als Feind betrachtet haben. Ramis Tochter Smadar wurde 1997 im Alter von dreizehn Jahren von einem palästinensischen Selbstmordattentäter vor einem Jerusalemer Buchladen getötet. Bassams Tochter Abir starb 2007 im Alter von zehn Jahren vor ihrer Schule durch ein Geschoß eines israelischen Grenzpolizisten. McCann hat Bassam und Rami getroffen, ausführliche Gespräche mit ihnen geführt und ihre Geschichten zu seiner gemacht.

*

Bassam ist Mitbegründer von *Combatants for Peace*, einer aus Israelis und Palästinensern bestehenden Bewegung, die sich für eine friedliche Lösung des Nahostkonflikts einsetzt. Dort lernte er Rami kennen, dessen Sohn Elik die Bewegung von israelischer Seite mitbegründete. Man nennt *Combatants for Peace* eine „Graswurzelbewegung", weil sie mit der Hoffnung und Absicht verbunden ist, „von unten" die Dinge zu verändern. Also hier: den jahrzehntealten Konflikt. Den Krieg. Das Leid. Als seine Tochter ums Leben kam, verließ Bassam die Bewegung nicht.

*

Apeirogon besteht aus tausendundeinem Kapitel, ansteigend nummeriert bis fünfhundert, dann wieder herunterzählend wie ein Countdown. Ein

Kapitel mit der Zahl Fünfhundert existiert doppelt. Einmal beginnt es mit dem Satz „Mein Name ist Rami Elhanan", ein zweites Mal mit „Mein Name ist Bassam Aramin." Es sind tausendundeine Geschichten, die manchmal nur aus einem Satz bestehen, manchmal aus ein paar Zeilen, mitunter aus einer oder mehreren Seiten. Manchmal aus einem Foto. Diese zwei Kapitel in der Mitte des Buches sind das Herzstück des Romans. Wie ein Spiegel mit zwei Seiten. Und hier, zwischen ihnen, findet sich dieser eine, der wichtigste, sich über eineinhalb Seiten ziehende Satz: „Vor nicht allzu langer Zeit in einem nicht allzu fernen Land fuhr Rami Elhanan, Israeli, Jude … mit dem Motorrad von einem Jerusalemer Vorort zum Kloster Cremisan in der mehrheitlich von Christen bewohnten Stadt Bait Dschala, im judäischen Bergland, bei Bethlehem, um sich dort mit Bassam Aramin zu treffen, Palästinenser, Muslim …"

*

In *Tausendundeiner Nacht* muss Scheherazade um ihr Leben erzählen. Weil er wissen will, wie ihre Geschichte endet, lässt König Schahryâr seine junge Tochter am Leben. Die Töchter von Bassam und Rami sind tot.

*

Aus Wörtern werden Sätze, aus Sätzen Geschichten, aus Geschichten Geschichte.

*

Wie jene Israels und Palästinas. Sechshundert Seiten stark ist *Apeirogon*, und weil man dieses Buch kaum in einer Nacht zu Ende lesen kann, möchte man wissen, wie es nächste Nacht weitergeht. Der von US-Präsident Trump heuer vorgelegte „Friedensplan" mit dem Titel „Peace to Prosperity" umfasst 181 Seiten (inklusive Karten und Tabellen).

*

Ein regelmäßiges Polygon, reguläres Polygon, regelmäßiges Vieleck, reguläres Vieleck oder Isogon (von griechisch *σος*, gleich und *γωνία*, Winkel) ist in der Geometrie ein ebenes Polygon, das sowohl gleichseitig als auch gleichwinkelig ist. Bei einem regelmäßigen Polygon sind demnach alle Seiten gleich lang und alle Innenwinkel gleich groß. Wird bei wachsender Seitenzahl *n* stattdessen die Seitenlänge konstant gehalten, nähert sich die Form eines einfachen regelmäßigen *n*-Ecks einer degenerierten geometrischen Figur an, die Apeirogon (von griechisch *πειρον*, das Unbeschränkte) genannt wird und mit dem Schläfli-Symbol {∞}bezeichnet wird. (Quelle: Wikipedia)

*

Apeirogon ist ein formvollendeter Roman, in dem alles mit allem zu tun hat, sich doppelt oder bricht, in jedem Fall aufeinander verweist. Wenn ein Schmetterling seine Flügel bewegt, so kann der dadurch entstehende Luftwirbel einen größeren anstoßen, welcher wiederum einen noch größeren anstößt und so weiter. Vom Schmetterlingseffekt der Chaostheorie aus richtet McCann seinen Blick zum Himmel – zu den Vögeln. Als wiederkehrendes Motiv durchziehen sie diesen Roman: Wie sieht dieses Land von oben aus? „Fünfhundert Millionen Vögel ziehen jedes Jahr über den Hügeln von Bait Dschala durch die Lüfte", hat McCann herausgefunden. „Jedes Jahr sieht die Landschaft unten anders aus: israelische Siedlungen, palästinensische Wohnblocks, Dachgärten, Kasernen, Absperrungen, Umgehungsstraßen."

*

Von den Geschichten Ramis und Bassams ausgehend erzählt McCann, wie in wachsenden Ringen, die sich über die Dinge legen, von Israel, Palästina, vom Alltag im Westjordanland, von den Checkpoints, den Wegzeiten zur Arbeit, zur Schule. Oder vom zu lange dauernden Weg ins Spital. Und er taucht ein in die Geschichte des Landes, erzählt von historischen Figuren wie dem Forschungsreisenden Richard Francis Burton, der im 19. Jahrhundert als muslimischer Pilger verkleidet nach Mekka reiste; vom irischen Priester Christopher Costigan, der sich für die biblischen Geschichten am Toten Meer interessierte; und von einem maltesischen Matrosen, dessen Name für immer unbekannt bleibt.

*

Die Brücken, die McCann schlägt, überqueren die Ufer von Symbolik und Realpolitik. Er erzählt, wie François Mitterand bei seinem letzten Mahl Ortolane verspeiste („die Flügel, die Sehnen, das noch warme Herz"), um im nächsten Kapitel detailliert zu schildern, wie die israelische Luftwaffe die Flugrouten der Vögel, die das Land überqueren, mit modernen Radaranlagen überwacht. Und wie ein Ortolan an der Talitha-Kumi-Schule im Westjordanland einen Erkennungsring angepasst bekommt, um den Vogel verfolgen zu können.

*

„Ich habe gesammelt, gelesen und verglichen. Bekanntlich gibt es viele Versionen der Wahrheit. Manchmal widersprachen sich die Quellen, und auch die Fachleute sind oft konträrer Meinung. Letzten Endes gehen alle Fehler und alles Hinzugedichtete auf mein Konto." (Danksagung)

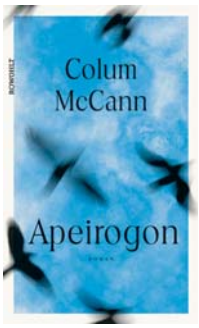
*

Fünf Jahre dauerte die Arbeit an *Apeirogon*, vor allem aufgrund der umfassenden Recherche. Colum McCann ist auch deshalb ein grandioser Autor, weil er ein hervorragender Journalist ist, dessen Bücher auf Tatsachen beruhen, der die Tatsache aber nicht als etwas begreift, das in Stein gemeißelt ist. Wie bereits in seinen Romanen über den an Aids gestorbenen Tänzer Rudolf Nurejew (*Der Tänzer*), den Seilakrobaten Philippe Petit (*Die große Welt*) und die Transatlantikflieger John Alcock und Arthur Brown (*Transatlantik*) nimmt sich McCann in *Apeirogon* realer Lebensgeschichten an. Was ist wahr und was ist falsch? Ist es eine Tatsache, dass der israelisch-palästinensische Konflikt nur durch Gewalt und Gegengewalt zu lösen ist? Warum sollte derjenige als realitätsfremd gelten, der an die Möglichkeit einer friedlichen Lösung glaubt?

*

Welche Perspektive ist also die richtige? Ist es die israelische oder die palästinensische? Kann es sein, dass beide wahr sind?

*



Colum McCann
Apeirogon
Aus dem Englischen von Volker Oldenburg
Rowohlt, Hamburg 2020
608 S., EUR 25,–

„Ich bin fasziniert und verstört von diesem Land“

© HANWAY FILMS

In „Laila in Haifa“ wird eine Bar in der Hafenstadt zum Treffpunkt der Kulturen.

Amos Gitai, Dauergast auf internationalen Filmfestivals, meldet sich auch als politischer Filmemacher immer wieder zu Wort. Ein Gespräch anlässlich seines neuen Films „Laila in Haifa“.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Amos Gitais reiches kinematografisches Werk setzt sich mit den großen Themen des 20. Jahrhunderts auseinander: Krieg, Migration, Geopolitik und Religion. Beeinflusst von seiner eigenen Familiengeschichte spiegeln seine Filme die historische Entwicklung Israels, zeigen seine tiefe Verbundenheit zu seiner Heimat, aber auch seine Zerrissenheit. Seine Mutter, eine in Palästina vor der Staatsgründung geborene Sabra, lehrte die Bibel aus weltlicher Sicht. Der aschkenasische Vater war der Bauhaus-Schüler Munio Gitai Weinraub, der vor den Nazis aus Berlin nach Palästina flüchtete und später in Haifa exemplarische Siedlungen der „Weißen Stadt“ errichtete. Auch der 1950 als Amos Weinraub geborene Regie-Autodidakt studierte zunächst Architektur, wandte sich aber dem Film zu, weil er seine An- und Einsichten lieber möglichst direkt kommunizieren wollte.

Er entwickelte eine ganz eigene Filmsprache, mit fließenden Grenzen zwischen fiktionalen und dokumentarischen Genres. So inszeniert Gitai dokumentarisches Material, gespielte Szenen hingegen stellt er wie reale Ereignisse dar. Waren es in seinem Episodenfilm *A Tramway in Jerusalem* Zufallsbegegnungen von jüdischen und arabischen Israelis in einer Straßenbahn, so präsentiert er in seinem jüngsten Film *Laila in Haifa* ein Mosaik von Menschen unterschiedlicher religiöser und ethnischer Herkunft, die einander in einer Bar ihre jeweiligen Lebensumstände erzählen. Aus der Zufälligkeit realer Begegnungen und Trennungen in Haifas Nachtleben entwickelt er die Utopie eines friedfertigen Miteinanders. Auch dieser Film folgt seiner Überzeugung, wonach jede Gesellschaft für einen kreativen Austausch den „Anderen“ brauchen würde.

Schon mit seinen frühen Filmen entfachte Amos Gitai heftige Kontroversen. So erzählte er in der Dokumentation *Haus* (hebräisch *Bait*) anhand wechselnder Besitzer eines Jerusalemer Hauses die Geschichte Israels von der Zeit des britischen Mandats über

die Staatsgründung und Vertreibung der Palästinenser bis in die 1980er Jahre. Der Film, den er für das israelische Fernsehen gedreht hatte, wurde in Israel allerdings nie ausgestrahlt – ebenso wie zwei Folgeprojekte, *Wadi* und *Feldtagebuch*. *Wadi* handelt von einem Tal in Haifa, in dem jüdische Überlebende des Holocaust und muslimische Palästinenser in einer Enklave friedlicher Koexistenz und Armut zusammenleben. Im Dokumentarfilm *Feldtagebuch* geht es bei oberflächlicher Betrachtung um die Eskalation der Gewalt zwischen Israelis und Palästinensern. Eigentlich aber reflektiert der Film auf radikale Weise die Macht der Kamera in Zeiten des Krieges: Immer wieder versuchen Soldaten, mit ihren Händen das Kameraobjektiv zu verdecken, sobald sie merken, dass Gitai kein Reporter des israelischen Fernsehens ist und seine Aufnahmen eine „andere Wahrheit" über das Westjordanland und die israelischen Besatzer enthüllen könnten. Im Dokumentarfilm *Kippur – Kriegserinnerungen* verarbeitet Gitai ein persönliches Trauma: Als Mitglied einer Rettungseinheit überlebte er im Jom-Kippur-Krieg einen Helikopterabsturz. Für den Film ließ sich der Regisseur von seinen ehemaligen Kameraden interviewen.

Im französischen Exil begann Amos Gitai schließlich Mitte der 1980er Jahre, Spielfilme zu drehen. Zunächst verfilmte er das Buch *Esther* der hebräischen Bibel: Durch ihre Heirat mit dem nichtjüdischen König Achaschwerosch verhalf die Jüdin Esther ihrem Volk zum Sieg über seine Unterdrücker. Das Purim-Fest erinnert an diese Geschichte der Befreiung. Gitai erzählt sie bis zum bitteren Ende: Esther fordert Rache an den Feinden ihres Volkes. Neun Jahre später drehte Gitai seinen zweiten Spielfilm: *Berlin–Jerusalem* ist die Geschichte der Dichterin Else Lasker-Schüler. In *Golem – Geist des Exils* (1991) verband Amos Gitai die biblische Geschichte des Buches Ruth mit der Geschichte des Golems aus der jüdischen Kabbala – aber nicht als außer Kontrolle geratene Maschine, sondern als Geist des Exils. Zu seinen international erfolgreichen Filmen gehört *Disengagement* mit Jeanne Moreau und Juliette Binoche in den Hauptrollen. Gitai, der nach der Wahl von Shimon Peres zum Premier wieder nach Israel zurückkehrte, erzählt die Geschichte einer Räumung jüdischer Siedlungen im Gazastreifen unter Premier Ariel Scharon im Jahr 2005. Darin nimmt er auch den Gedanken der Diaspora und des zionistischen Traums wieder auf.

NU: Sie haben Architektur studiert. Warum haben Sie sich dennoch dem Film verschrieben?

Amos Gitai: Seit ich im Jom-Kippur-Krieg den Abschuss meines Helikopters aufgrund merkwürdiger Umstände überlebt habe, sehe ich mich als Zeitzeugen, der über Gesehenes und Erlebtes nicht schweigen darf. Ich bin extrem interessiert, fasziniert und verstört von diesem Land. Und ich denke, es braucht ein starkes Kino, kein schmeichelndes oder wohlgefälliges, sondern ein Kino, das sich mit der Geschichte Israels auseinandersetzt.

Sie zeigen in Ihrem Film eine tatsächlich existierende Bar mit einer angeschlossenen Galerie, in der ein Fotograf Kriegsbilder aus dem Nahen Osten ausstellt. Können Kriegsbilder als Kunstobjekte verkauft werden, oder wird damit das menschliche Elend kommerzialisiert? Was man dann ja auch von so manchem Ihrer Filme sagen könnte.

Tatsächlich ist die Wahrheit inzwischen so sehr vom Vorwurf der „Fake News" kompromittiert, dass reale Bilder kaum mehr die Wirkung haben, die sie haben sollten. Die Kunst kann mittlerweile die Wahrheit viel besser vermitteln, indem sie eklektisch damit umgeht und den Schwerpunkt auf jene Inhalte legt, die ein Künstler oder eine Künstlerin vermitteln will. In diesem Sinne sind auch Dokumentarfilme und Fotoreportagen künstlerische Medien. Nur so können wir die Heuchelei und Dekadenz vieler Politiker bloßstellen. Menschliches Elend zählt für die sogenannte Elite, egal ob in Politik oder Wirtschaft, offenbar ohnehin kaum mehr. Mit den Gesprächen, die in der Bar stattfinden, will ich auch jene entlarven, die mit ihrer verbal beteuerten Political Correctness in erster Linie ihr Gewissen beruhigen wollen.

Da in der Bar, die Sie zeigen, jeder seine eigenen Vorstellungen davon hat, was Political Correctness bedeutet, kommt es entweder zum Streit, oder man einigt sich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner. Kann dieser dann auch korrekt sein?

Das wirkliche Elend existiert, wie zum Beispiel in den Flüchtlingslagern weltweit. Da ist rasches Handeln gefragt und kein politisch korrektes Blabla. Was Flucht und Elend für die Menschen bedeuten, damit habe ich mich schon in *Disengagement* auseinandergesetzt. Aber inzwischen sind die Spannungen und die politische Verfolgung noch ärger geworden. Auch der Sündenfall des kommerzialisierten Kinos ist tiefer: Wenn es in einem Hollywood-Film um Verfolgung geht, zählt

© HANWAY FILMS

Dreht seit mehr als vierzig Jahren Filme und beobachtet den Sündenfall des kommerzialisierten Kinos: Amos Gitai.

Politiker wie Netanjahu, Trump, Orbán – und vielleicht gibt es ja auch den einen oder anderen in Österreich – sorgen zuerst einmal für Chaos und Rassismus. Und dann präsentieren sie sich als jene, die Ordnung schaffen wollen.

meist nur noch der Action-Aspekt. Künstlerische Filme wie Robert Altmans *Short Cuts* oder John Hustons wunderschöne Hommage an James Joyce, *Die Toten*, liegen schon Jahrzehnte zurück. Filmstudios und Produzenten würden mittlerweile schon die Drehbücher in den Müll werfen, weil sich solche Stoffe angeblich nicht verkaufen. Ich sehe es als großes Privileg, dass ich Filme drehen kann, so wie ich sie will. Das kann ich nur deshalb, weil ich mit Mini-Budgets arbeite und weil die großen Festivals wie Berlin, Cannes und Venedig meine Filme zeigen.

Einige Ihrer Filme wurden in Israel nicht gezeigt. Liegt das daran, dass Sie zu kritisch mit Politikern Ihres Landes umgehen?

Politiker wie Netanjahu, Trump, Orbán – und vielleicht gibt es ja auch den einen oder anderen in Österreich – sorgen zuerst einmal für Chaos und Rassismus. Und dann präsentieren sie sich als Politiker, die Ordnung schaffen wollen. Sie säen Zwietracht in das friedliche Neben- oder Miteinanderleben unterschiedlicher Ethnien; und wenn ihre Saat aufgeht und Gewalt zwischen den Ethnien herrscht, dann kommen die selbsternannten Ordnungshüter. Trump ist da ein gutes – oder besser gesagt: ein schlechtes – Beispiel. Unter ihm sind die gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Schwarz und Weiß bis an den Rand eines Bürgerkriegs eskaliert. Und Netanjahu steht ihm, was das Schüren des Rassismus zwischen Juden und Arabern betrifft, nicht viel nach.

Die in Ihrem Film gezeigte Bar in Haifa, in der jüdische und arabische Israelis friedlich aufeinandertreffen, gibt es tatsächlich. Wie ist so etwas möglich?

Haifa ist immer noch die moderateste Stadt in Israel. Jerusalem wird zu sehr von den Religionen dominiert, um eine friedliche Koexistenz zu ermöglichen. Und Tel Aviv will vor allem cool und hip sein und drängt daher die ethnischen Spannungen in den Hintergrund. Vor der Staatsgründung gab es in Haifa drei Bürgermeister. Einen britischen, einen jüdischen und einen arabischen – und jeder Entscheidung ging ein Konsens voraus. Dieser Konsens nimmt leider immer mehr ab, und so ist die Bar bis heute ein Exil für all jene, die immer noch von einer friedlichen Koexistenz träumen.

Wer betreibt diese Bar?

Der Besitzer ist ein Palästinenser. Als die Kulturministerin der vorigen Regierung alle arabischen Theater in Haifa schließen ließ, öffnete er diese Bar, um Gleichgesinnten ein Forum zu geben.

Sie haben eine Ausbildung als Architekt und drehen Filme. Gibt es noch weitere künstlerische Disziplinen, die Sie interessieren?

Ich hatte schon Ausstellungen meiner bildenden Kunst in der Galerie Thaddaeus Ropac in Salzburg, und ich bin mit ihm wegen einer weiteren Schau im Gespräch. Er hat mich auch einmal gefragt, ob ich bei den Salzburger Festspielen eine Oper inszenieren würde. Die einzige Oper, die ich bisher inszeniert habe, war Verdis *Otello* in Neapel, das aber nur unter der Bedingung, dass ich mein Konzept umsetzen konnte: Ich wollte die Oper als eine frühe europäische Migrationsgeschichte inszenieren. Als Geschichte eines gutaussehenden, sehr talentierten Mannes, der nach Europa kommt, um Karriere zu machen. Doch Rassismus und Eifersucht zerstören seine Ehe mit einer schönen weißen Frau, ja, seine ganze Existenz. Seit der MeToo-Bewegung sollte man das Ende der Oper überhaupt umschreiben: Desdemona sollte Otello umbringen, weil das Stück sonst das Vorurteil manifestieren würde, dass Ausländer per se für europäische Frauen gefährlich sind. Vielleicht interessiert man sich ja in Salzburg oder Wien für meine Interpretation von Opern.

© FRENETIC FILMS

In „Disengagement" (2007) gerät Juliette Binoche zwischen die Fronten der Zweiten Intifada.

Wir Gutmenschen

Der Historiker Rutger Bregman will in „Im Grunde gut" eine neue Geschichte der Menschheit erzählen. Gelingt ihm der Versuch, ein pessimistisches Menschenbild angesichts von Terroranschlägen, einer Pandemie und Verschwörungsmythen zu korrigieren? Eine Betrachtung aus jüdischem Blickwinkel.

VON RONNI SINAI

Zugegeben, anfangs fiel es mir schwer, mich auf die Ausführungen Bregmans einzulassen. Worauf will er hinaus? Vorangestellt findet sich ein Zitat von Anton Tschechow: „Der Mensch wird erst dann besser, wenn Sie ihm zeigen, wie er ist." Folgend steigt er im Prolog in Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs ein. Hitler – so wie auch Stalin, Mussolini, Churchill und Roosevelt – habe sich Gustave Le Bons Buch *Psychologie der Massen* bedient, wonach der Mensch in Ausnahmesituationen mehrere Stufen der Zivilisation herabfalle und Gewalt sowie Panik um sich griffen.

Bregman widerlegt dies anhand mehrerer historischer Ereignisse. Eine der für ihn wichtigsten Erkenntnisse ist die Beobachtung, dass Menschen bei Bedrohung eher zusammenrücken als in Panik verfallen. Und er zitiert den Biologen Frans de Waal: Es sei „ein hartnäckiger Mythos, der Mensch sei von Natur aus egoistisch und aggressiv". De Waal nannte diesen Mythos *Fassadentheorie*.

Bemerkenswert finde ich im Übrigen die 45 (!) Seiten kleingedruckter Quellenangaben, die dem Buch hintangestellt sind. Ich denke, Bregman wollte seine penible Recherche belegen, um dem Verdacht der Spekulation zu entgehen. Etwas langatmig gestaltet sich die fiktionale Erzählung *Der Herr der Fliegen* von William Golding, in der sich eine Gruppe von Kindern, ausgesetzt auf einer Insel ohne Zivilisation und Regeln, in Bestien verwandelt. Die beliebte Jugendlektüre war in den 1950er Jahren ein Bestseller. Bregman entlarvt den Autor allerdings als depressiven Alkoholiker, der seine Kinder schlug.

Später auch auf Thomas Hobbes und Jean-Jacques Rousseau eingehend, gelangt Bregman zur Erkenntnis, dass die Menschheit in ihrem Ursprung äußerst friedliebend war – bis zum Zeitpunkt des Sesshaftwerdens und der Ressourcenverteidigung, also bis zur Verteidigung des Besitzes. Man neigt spätestens an dieser Stelle dazu, den Autor links zu verorten. Kann man, muss man aber nicht – und darf über Sinn und Unsinn des Kapitalismus nachdenken, ohne freilich zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen.

Der zweite Teil des Buches nennt sich *Nach Auschwitz* und lässt bereits die Erklärung erahnen, wie die Gräueltaten des nationalsozialistischen Regimes möglich sein konnten, dazu in einem zivilisierten Land, das Kant und Goethe hervorgebracht hat, wenn doch der Mensch im Grunde gut sei. Bregman analysiert das berühmte Experiment des damals erst 28-jährigen Psychologen Stanley Milgram mit seiner Schockmaschine: 65 Prozent der vermeintlichen Tutoren folgten bedingungslos den „Anweisungen" des Übungsleiters, den Schülern Stromschläge für falsche Antworten zu versetzen. Daraus schloss Milgram – übrigens selbst Jude –, dass die meisten von uns in der Lage wären, Menschen in ein Konzentrationslager zu schikken und zu töten, weil sie ja nur Befehlen gehorchten. So verteidigte sich auch Adolf Eichmann bei seinem Prozess in Israel. Die jüdische Philosophin und Prozessbeobachterin Hannah Arendt war schockiert über dessen „Normalität" und prägte den Begriff von der *Banalität des Bösen*.

Nun erzählt Bregman aber eine andere Geschichte, nämlich die vom Interview des niederländischen SS-Mannes Willem Sassen in Argentinien, wo sich Eichmann bis zu seiner Entführung durch den israelischen Geheimdienst versteckt hielt. Und da war keine Rede von Reue oder blinder Befehlsausführung, Eichmanns fanatische Überzeugung trat offen zutage: „Ich werde lachend in mein Grab springen, weil ich weiß, dass ich sechs Millionen Feinde des Reiches in den Tod getrieben habe." Er war überzeugt davon, auf der richtigen Seite gestanden und Gutes getan zu haben, so Bregman. Die Befehle Hitlers wären gar nicht so präzise und formell gewesen, eher vage. Auschwitz wäre der Endpunkt eines langen historischen Prozesses gewesen, in dem sich das Böse immer besser als das Gute tarnte. Schuldig bleibt der Autor allerdings die Erklärung, was denn an Eichmann und seinen Wegbegleitern nun „im Grunde gut" gewesen sein soll.

Dennoch ist dies für mich eine der wichtigsten und hochaktuellen Erkenntnisse des Buches. Ich war lange Zeit der Ansicht, es handle sich bei Attentätern, Diktatoren und all den Verschwörungstheoretikern wahlweise um Monster oder Irre. Bregman präsentiert uns eine andere Sichtweise auf das vermeintlich Böse, geizt jedoch nicht mit ermutigenden Erzählungen, wie sich Menschen gerade in Krisensituationen von ihrer besten Seite zeigen können – solidarisch und erkennend, dass Zusammenhalt und Gruppenzugehörigkeit nicht Ausgrenzung und Verfolgung des jeweils Anderen bedeuten.

Rutger Bregman
Im Grunde gut
Rowohlt, Hamburg
2020
480 S., EUR 24,–

„Jeder Einzelne kann einen Beitrag leisten"

© ECOWIN

Es brauche „nicht nur ein ganzes Dorf, sondern sogar mehrere Dörfer, um Begabungen maximal zu fördern", so Markus Hengstschläger.

In seinem Sachbuch „Die Lösungsbegabung" beschreibt der Genetiker und Autor Markus Hengstschläger neue Strategien, um den großen Herausforderungen für die moderne Gesellschaft zu begegnen. Individuelle und kollektive Lösungen stehen einander dabei nicht im Weg. Im Gegenteil.

VON MARTIN ENGELBERG

„Der Mensch ist lösungsbegabt. Dieses auch genetisch mitbestimmte Potenzial muss aber laufend am Blühen gehalten werden. Nur so versetzen wir Menschen uns in die Lage, die vorhersehbaren und auch unvorhersehbaren Probleme der Zukunft zu bewältigen. Wer nicht mit offenen Augen und offenen Ohren in Bewegung bleibt, kann nicht finden, was er sucht und vergibt auch die größte Chance des Lebens – nämlich tolle Dinge zu finden, die man gar nicht gesucht hat." (Markus Hengstschläger)

Verlangen die Probleme der Gegenwart also neue, kreative Lösungen? Wie kann der Mensch etwa auf die Herausforderungen des immer schneller werdenden Wandels, der digitalen Revolution, der Klimakrise oder aktuell einer Virus-Pandemie reagieren? Dafür müsse er sich, so Markus Hengstschläger, auf eines seiner größten Potenziale besinnen – seine Lösungsbegabung. Und es liege in der Hand jedes einzelnen, dieses Potenzial zu erkennen und auszuschöpfen.

NU: Begriffe wie „Lösungsbegabung", „Förderung des genetisch mitbestimmten Potenzials", „Bildung und Talentmanagement" sind in Ihrem Buch zentral. Höre nur ich da eine jüdische Tangente raus?

Markus Hengstschläger: Gar nicht! Als wir dieses Interview vereinbart haben, hatte ich die Antworten schon parat. Sie hätten also gar nicht fragen müssen! Soll heißen: Das Potenzial der Lösungsbegabung ist zwar auch genetisch mitbestimmt, aber es kommt nur durch Wissenserarbeitung zur Geltung und durch ständige Übung. Es muss vor allem ein grundlegendes Interesse bestehen, die nächste Generation hier zu fordern und zu fördern. Sind wir da nicht bei einem ganz wichtigen Teil der jüdischen Tradition?

Bei der Tradition, Kinder schon früh für das Lernen zu begeistern und dieses lebenslange Lernen als wichtigen Bestandteil zu begreifen. Was mich an der jüdischen Erziehung stets fasziniert hat, war die Anregung – ja fast Nötigung –, immer wieder eine besonders g'scheite Frage zu stellen. Das wurde bejubelt, auch wenn die Frage noch so abwegig war.

Das ist ein zentraler Punkt: Gegebene Wahrheiten nochmals in Frage zu stellen, neu und in anderen Zusammenhängen zu denken, einen Perspektivenwechsel vorzunehmen. Auch guter Humor gehört dazu. Der hat ja schließlich auch oft eine disruptive Wirkung. Das sind auch, wie ich meine, sehr wichtige Werte in der jüdischen Tradition. Und darum geht es unter anderem in meinem Buch. Zum Beispiel: Die wichtigste Förderung des Kindes besteht darin, ihm die Lösungsfindungsprozesse nicht abzunehmen. Kinder müssen selbst Lösungen finden „dürfen". Das ist eine ganz fundamental wichtige Erfahrung. Wenn man selbst Lösungen gefunden hat, wenn man weiß, dass man das kann, prägt das einen für das ganze Leben. Und es ist Motivation dafür, sich später in kollektive Lösungsfindungsprozesse einzubringen.

Aber sind es nicht eher Einzelpersonen als Kollektive, welche die großen Erfindungen erdacht haben?

So und so. Die aktuelle Entwicklung eines Impfstoffs gegen das SARS-CoV-2 Virus zeigt zum Beispiel: Nur die kollektive Leistung von Grundlagenforschung, Pharmaindustrie und Politik, die für die Rahmenbedingungen sorgt, ermöglicht eine solche schnelle

© PRIVAT

Markus Hengstschläger im Gespräch mit NU-Autor Martin Engelberg.

Entwicklung. Diese Kooperation ist wohl in der Geschichte einmalig. Es ist atemberaubend mitzuverfolgen, wie so viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die unterschiedlichsten Wege denken und gehen. Wie sie ständig miteinander kommunizieren. Wir brauchen das Kollektiv – und da sehe ich wieder Bezug zur jüdischen Tradition. Es braucht nicht nur ein ganzes Dorf, wie es so schön heißt, sondern sogar mehrere Dörfer, um Begabungen und Talente maximal zu fördern, und darin hat sich das Judentum ja immer besonders ausgezeichnet.

Wichtig ist auch der von Ihnen geprägte Begriff „Mut aus Sicherheit".

Der Mensch braucht sowohl Mut für Neues als auch Sicherheit. Er braucht „Yes-or-yes"-Projekte, wie ich sie nenne. Das sind Vorhaben, bei denen ich genau weiß, wie ich zu einer Lösung komme, weil ich sie vielleicht schon oft bewältigt habe. Ich kenne das Resultat. Das braucht der Mensch, um Sicherheit zu haben. Auch Rituale können Sicherheit geben. Und diese sind ja auch in der jüdischen Tradition enorm wichtig.

Als meine Frau und ich einmal zu einem Schabbat-Abend bei Ihnen eingeladen waren, war es wunderschön mitzuerleben, wie Ihre Familie das Ritual, die Gesänge, die Gespräche am Tisch usw. zelebrierten und genossen – vor allem auch Ihre Kinder. Ich würde meinen, das gibt ihnen die nötige Sicherheit.

Gibt es dazu parallel auch „Yes-or-no"-Projekte?

Selbstverständlich. Wir müssen immer wieder etwas Neues, Innovatives ausprobieren oder etwas Gewagtes riskieren, egal ob in der Wirtschaft, in der Wissenschaft oder sonstwo. Das wird nicht immer funktionieren, aber wir müssen es versuchen. Bei „Yes-or-yes" holen wir uns die Sicherheit, aber wenn wir nur so agieren würden, gäbe es keine Innovation. Wenn wir hingegen nur „Yes-or-no"- Projekte verfolgen würden, dann geht uns vielleicht – wenn sie längere Zeit nicht zum Erfolg führen – irgendwann die Kraft aus.

Besonders schön finde ich auch Ihre Überlegungen zu Optimisten, Pessimisten und Ermöglichern. Was hat es damit auf sich?

Wohl wissend, dass es viel mehr Typen und auch alle Übergänge gibt: Wir haben auf der Welt einerseits blauäugige Optimisten, die sagen „Das geht sich schon aus. Die Politik oder die Wissenschaft wird das schon richten." Es sind jedenfalls die anderen. Diese Leute verlassen sich darauf und lehnen sich zurück. Zerbrechen sich nicht weiter den Kopf darüber. Dann haben wir die eingefleischten Pessimisten. Die sagen: „Das geht sich alles nicht aus. Und wenn es sich dieses Mal doch noch ausgeht, dann kracht es sicher das nächste Mal." Diese Leute können oder wollen sich auch nicht konstruktiv in einen Lösungsprozess einbringen. Und dann haben wir noch die Ermöglicher bzw. „Enabler", wie es im Englischen so treffend heißt. Die sagen: „Einfach wird es nicht." Aber sie bringen sich ein, arbeiten an Lösungen. Wenn sie scheitern, stehen sie immer wieder auf und versuchen es noch einmal. Sie sind überzeugt, dass wir es schaffen können. Und jede und jeder Einzelne von uns kann einen Beitrag leisten. So klein er auch zu sein scheint. In der Pandemie eine Maske zu tragen, in die Armbeuge zu husten, Abstand zu halten, oder für gefährdete Personen einkaufen zu gehen. Wenn jeder diese Leistungen ins Kollektiv einbringt, dann entstehen daraus eine enorme Kraft für Lösungen und gewaltige Leistungen.

Markus Hengstschläger
Die Lösungsbegabung. Gene sind nur unser Werkzeug. Die Nuss knacken wir selbst!
Ecowin, Elsbethen
2020
256 S., EUR 24,–

In der Höhle des Feindes

Mit der israelischen Agentenserie „Tehran" hat der Showrunner Moshe Zonder neuerlich einen Coup gelandet.

VON MICHAEL PEKLER

Sich als israelische Agentin am Flughafen von Teheran in eine iranische Flugbegleiterin zu verwandeln, ist keine einfache Angelegenheit. Doch wofür sonst bildet der Mossad seine Einsatzkräfte aus? Wenn Tamar Rabinyan (Niv Sultan) zu Beginn von *Tehran* in der iranischen Metropole landet, treffen jedenfalls Welten aufeinander: nicht nur religiöse, kulturelle und ideologische, sondern auch jene der verfeindeten Geheimdienste. Tamar soll das iranische Raketenabwehrsystem hacken, damit die israelische Luftwaffe ihren Angriff auf einen Atomreaktor fliegen kann. Israel setzt auf den Präventivschlag gegen den Erzfeind, während die Bevölkerung hier wie dort natürlich wieder einmal keine Ahnung vom Treiben hinter den Kulissen hat.

Dass die iranischstämmige Tamar ihren Job nicht von Tel Aviv aus erledigen kann, bietet Showrunner Moshe Zonder (dessen Erfolgsserie *Fauda* nach wie vor auf Netflix zu sehen ist), seinem Co-Autor Omri Shenhar sowie Regisseur Daniel Syrkin jedenfalls eine perfekte Ausgangslage: Die spannungsreiche Camouflage, die praktisch die gesamte erste Episode beansprucht, führt zum genretauglichen Wettlauf gegen die Zeit sowie Tamar, endlich den Überwachungskameras und Flughafenpolizisten entkommen, zu undurchsichtigen iranischen Kontaktmännern. Bis die Undercover-Spionin – der Einsatz wird mit Rücksicht auf die folgenden sieben Episoden selbstverständlich vermasselt – auf sich allein gestellt in Teheran strandet.

Normalerweise ist es kein gutes Zeichen, wenn die erste Episode zu den spannendsten einer Thrillerserie zählt, und auch *Tehran* läuft Gefahr, sich in der Folge in Nebenschauplätzen und -charakteren zu verlieren. Andererseits hat das Qualitätsfernsehen der vergangenen Jahre gezeigt, dass auch viele Stunden dauernde Erzählungen keineswegs stromlinienförmig auf ein großes Finale zusteuern müssen. *Tehran* setzt auf das Prinzip der Abwechslung von Spannungsaufbau und Entschleunigung, wird zwischendurch zum Identitätsdrama und kehrt am Ende, wenn es Spitz auf Knopf steht, wieder zum eigentlichem Grund für Tamars Auslandsengagement zurück.

Erstaunlich ist jedenfalls das Bild, das *Tehran* – gedreht wurde in Athen, gesprochen wird neben Farsi auch Hebräisch und Englisch – als israelische Serie auf den jahrzehntelangen Feind wirft. Natürlich ist mit den iranischen Agenten in ihren schwarzen Lederjacken und ihrem Chef Faraz Kamali (*Homeland*-Charaktergesicht Shaun Toub), den *Tehran* als Antagonisten aufbaut und der seine krebskranke Frau in Paris behandeln lässt, nicht zu spaßen. Das Hauptaugenmerk ist aber auf das „andere" Teheran gerichtet: auf die protestierenden Studenten, denen sich Tamar zwischenzeitlich anschließt; auf die Dissidenten, denen sie begegnet; auf eine Liebe, die möglicherweise doch nur einem politischen Zweck untergeordnet ist; auf Doppelagenten, Maulwürfe und immer wieder auf Tamars eigene, durch die Revolution zerrissene Familie. „Wir wollten auch eine andere, freundliche Seite des Iran zeigen", so Moshe Zonder. Ob das aus guter Absicht geschieht, um das eindimensionale Bild des „Schurkenstaates" sanft zu revidieren und zu zeigen, dass nicht die gesamte iranische Zivilbevölkerung aus religiösen Fanatikern besteht, oder ob mit gewieftem Kalkül, indem man die innere Schwachstelle des Feindes fernsehtauglich unterstützt – der Schattenkrieg wird jedenfalls hochgradig spannend inszeniert. Wobei *Tehran* nicht umhin kommt, die technische Überlegenheit des Mossad auf den ersten Blick erkennen zu lassen: In kühles Blau getaucht, leuchten die Monitore in der israelischen High-Tech-Kommandozentrale, während die Leitung des iranischen Geheimdienstes in ihren braunen Polstermöbeln versinkt.

Dass der Mossad derzeit der wohl beliebteste Geheimdienst des Serienfernsehens ist – zuletzt wurde Sacha Baron Cohen in *The Spy* nach Syrien entsandt – ist nicht verwunderlich. Der Nahe Osten eignet sich dieser Tage wie kaum eine andere Konflikt- und Kriegsregion für das Ersinnen von geheimen Missionen und vereitelten Anschlägen. Wer im Fernsehen davon profitiert, ist jedenfalls schon entschieden: Apple TV hat die Fortsetzung von *Tehran* bereits in Auftrag gegeben.

© APPLE TV+

Fernsehtauglich in der iranischen Metropole gestrandet: Niv Sultan als israelische Agentin in „Tehran".

„Der jüdische Freund als Feigenblatt“

© BAVARIA FICTION/BR/ORF

Im Lügengeflecht: Daniel (Maxim Mehmet, li.) und Anna (Verena Altenberger, re.) sorgen für das Schlamassel.

Mit „Schönes Schlamassel“ hat der österreichische Regisseur Wolfgang Murnberger eine Philosemitismus-Komödie gedreht. Ein Gespräch über deutsch-jüdisches Miteinander und die richtigen Dialog-Pointen.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Der Philosemitismus, die extreme Liebe zu den Juden, ist eine in Österreich und Deutschland eher seltene Krankheit, viel seltener jedenfalls als ihr berüchtigtes Pendant, der Antisemitismus. Verbreitet ist der Philosemitismus vor allem unter Intellektuellen im großstädtischen Milieu. Diese Menschen stellen sich gern einen siebenarmigen Leuchter auf den Tisch und schwärmen für Klezmer-Musik, besuchen jüdische Buchhandlungen und lieben das Essen in koscheren Restaurants. So auch die junge Buchhändlerin Anne in Wolfgang Murnbergers Film *Schönes Schlamassel*. Sie liebt bedingungslos alles Jüdische und alle Juden. Und träumt von einem jüdischen Mann. Eines Abends treffen Anne (Verena Altenberger) und Laura in einer Bar den jüdischen Arzt Tobias und dessen Kollegen Daniel. Zu Annes Enttäuschung entflammt Tobias für ihre Freundin. Doch dann behauptet Daniel, ebenfalls Jude zu sein. Und wird für Anne zum attraktiven Zielobjekt: Liebe auf den zweiten Blick, sozusagen. Doch auf einer Idylle, die auf einer mehr oder weniger frommen Lüge basiert, liegt kein Segen. Das weiß jeder Hobbysoziologe. Also muss man aus dem Schlamassel wieder heraus.

In diesem Sinne hat Murnberger seine romantische Komödie explizit mit dem Philosemitismus- und implizit mit dem leider wieder aktuell gewordenen Antisemitismus-Thema aufgeladen. Das funktioniert erstaunlich gut. Was auch daran liegt, dass er seine Hauptfigur, eine junge Frau aus vermögendem Haus, mit einem doppelbödigen Grund für ihre Vorliebe für alles Jüdische ausstattet.

NU: „Schönes Schlamassel“ ist eine Komödie, in der es um das deutsch-jüdische Miteinander zur Nazizeit und heute geht. Wie sind Sie dazu gekommen?

Wolfgang Murnberger: Ich habe mit *Mein bester Feind* ja schon einmal einen Film zu diesen Themen gedreht. Das war damals fürs Kino und ich hatte Angst vor dieser Aufgabe. Aber Paul Hengge, ein jüdischer Autor, sagte, wie sehr ihm die Klischees, mit denen so viele der Geschichten über Judenverfolgung in der Nazizeit erzählt werden, auf die Nerven gehen. Und dass er keine Filme mehr sehen wolle, in denen abgemagerte Komparsen hinter Stacheldraht-Zäunen zu sehen sind. Sein Anliegen war es, die Geschichte eines jüdischen Helden zu erzählen: eines Juden, der nur deshalb überlebt, weil er sich eine Naziuniform anzieht. Zuerst dachte ich, dass ich auf keinen Fall so eine Geschichte machen kann. Aber Paul Hengge hat mich überzeugt.

Galt Ihre Sorge dem Umstand, dass Sie sich als Nicht-Jude diesem Thema mit den Mitteln einer Komödie nähern?

Letztendlich hat die Komödie das Recht, überall einzudringen. Sie hat auch etwas Kathartisches. Aber ich bin relativ streng und moralisch, ich mag es nicht, wenn es eine Komödie über Opfer ist. Aber es geht in meinem Film nicht so sehr um Opfer. Im Mittelpunkt steht ein jüdischer Held, der seine Widersacher sehr gewitzt austrickst.

© MAJESTIC/FOX

Wolfgang Murnberger

Wie waren Ihre Erfahrungen mit dem Publikum bei diesem Film?

Der Film lief bei der Berlinale und ich bekam dort schon – wie man auf Österreichisch sagt – ein paar Fotzen. Aber nicht von Juden, sondern von der 68er-Generation. Ich wurde gefragt, wie ich es mir erlauben könnte, so einen Film – eine Komödie noch dazu – vor dem Hintergrund des Holocaust zu machen. Ich war dann ganz glücklich und erleichtert, als nach der Vorführung jüdische Zuschauer zu mir kamen und gesagt haben: „Endlich einmal ein Film, in dem sich einer erfolgreich zur Wehr setzt. Es tut gut zu sehen, wie ein Jude die Nazis an der Nase herumführt." Es ist also aufgegangen, was Paul Hengge prophezeit hat.

Und wie sind Sie zu „Schönes Schlamassel" gekommen?

Offenbar hat *Mein bester Feind* den Bayerischen Rundfunk (BR) und schließlich auch den ORF als Koproduktionspartner dazu veranlasst, mir die Verfilmung anzuvertrauen. Es war mir wichtig, dass daraus nicht eine reine Philosemitismus-Geschichte wird, und ich habe daher das Drehbuch zu einer allgemeingültigen Beziehungskomödie erweitert. Ich habe aber auch viel zum eigentlichen Thema recherchiert – wie zum Beispiel die Geschichte eines Schriftstellers, der in einem jüdischen Altersheim lebt und sich als Holocaust-Überlebender ausgibt. Dass er über seine erfundenen KZ-Erlebnisse einen Bestseller schreibt und womöglich sogar selbst daran glaubt, gibt dem ganzen Wahnsinn noch eine ganz eigene Note. Für die Dialog-Pointen habe ich mir jemanden geholt, der zwar nicht in den Credits aufscheint, der aber ein Fachmann auf diesem Gebiet ist: Sammy Drechsler war der Autor der *Harald Schmidt Show*. Er ist Jude und hat viel von seinem Wortwitz zu diesem Film beigesteuert.

Wollten Sie damit Ihrer Philosemitismus-Komödie noch einen ernsteren Hintergrund geben?

Durchaus. Der Ausgangspunkt der ursprünglich harmlosen Beziehungsgeschichte ist ein nichtjüdischer Arzt, der eine junge Frau ins Bett bringen will. Weil er merkt, dass sie für alles Jüdische schwärmt, gibt er sich selbst als Jude aus. Er berät sich mit seinem Freund, der Jude ist und ihm die entsprechenden Ezzes gibt, damit er sich nicht sofort als Goj verrät. Als die Beziehung ernst wird, kommt der Arzt nur mehr schwer aus seinem Lügengeflecht. Für mich war es interessant zu sehen, mit welchen Mechanismen man aus einem Stoff, der auch die Ingredienzien einer Tragödie in sich trägt, eine Komödie machen kann.

Welche Bedeutung hat der familiäre Hintergrund der jungen Frau in dieser Beziehungsgeschichte?

Das Verhalten der Großeltern während der Nazizeit hat eine große Bedeutung für die ganze Geschichte. Ich wollte dem Philosemitismus der Protagonistin eine Basis geben. Anne empfindet ihren Einsatz im jüdischen Altersheim und in der jüdischen Buchhandlung als eine Art Wiedergutmachung. Wie viele junge Menschen ist sie Idealistin und hinterfragt die Herkunft des Vermögens ihrer Eltern. Als sie erfährt, dass ihre Großeltern – wie viele Österreicher und Deutsche – durch die Flucht von Juden reich geworden sind, ist sie empört. Denn sie weiß, dass Juden, die damals gerade noch rechtzeitig flüchten konnten, gar keine andere Wahl hatten, als ihre Bilder, ihren Schmuck und ihre Antiquitäten möglichst schnell zu Geld machen. Sie weiß auch, dass nach dem Krieg in Österreich die Restitution nur schleppend anlief, weil Konsens darüber herrschte, dass man den Juden eh alles abgekauft und nicht gestohlen hätte. Dass die Summen, die für diese Wertsachen bezahlt wurden, weit unter deren Wert lagen, wollte niemand eingestehen.

Mit dieser Form eines idealistischen Philosemitismus können sich sicher viele, vor allem junge, Zuschauer identifizieren. Aber wie erklärt sich daraus die komplexe Beziehungsgeschichte?

Anne wird Opfer ihrer eigenen Engstirnigkeit. Es sollte doch nicht so sein, dass man aufgrund einer Vorliebe für eine Gruppe von Menschen alle anderen ablehnt. Alles Jüdische ist gut und alles Deutsche oder Österreichische ist schlecht – das kann nicht funktionieren. Mit diesem Handicap tappt sie in ihre Liebesgeschichte. Der jüdische Freund wird oft als Feigenblatt zitiert, um damit zu zeigen, dass man ein guter Mensch ist. Das ist ein verbreitetes Missverständnis.

Gab es von Seiten der Produzenten die Sorge, dass eine so prononciert jüdische Geschichte vielleicht beim breiten Publikum nicht ankommen oder falsch verstanden werden könnte?

Die Geschichte wurde an mich herangetragen, daher habe ich mir darüber keine Gedanken gemacht. Außerdem hat mich die Geschichte auch aufgrund meiner eigenen Jugenderfahrungen interessiert. Ich bin ja auch in einer Familie aufgewachsen, die sich nicht gerade durch Widerstand gegen die Nazis hervorgetan hat. Das erste Mal, als ich das Wort „Jude" gehört habe, war, als mein Vater gesagt hat: „Der Kreisky ist ein Jud." Das heißt, ich bin in einem Umfeld aufgewachsen, in dem ich erst sehr spät mitbekommen habe, was da eigentlich gelaufen ist in der Nazizeit und im Zweiten Weltkrieg. Mein Vater war im Russland-Feldzug und im Afrika-Feldzug, er war also durchaus deutschnational gesinnt. Er war kein hoher Nazi und auch nicht an Kriegsverbrechen beteiligt, aber es hat eine Weile gedauert, bis er sich aufgerafft hat zu sagen: „Das, was der Hitler mit den Juden gemacht hat, war nicht in Ordnung." In dieser Stimmung bin ich aufgewachsen.

Haben Sie in Ihrer Jugend dagegen protestiert?

Entweder man wird so wie die Eltern oder das genaue Gegenteil. Ich war jedenfalls revolutionär in meinen jungen Jahren und in Totalopposition zur Elterngeneration.

„Schönes Schlamassel" ist zu sehen in der ARD-Mediathek und läuft Anfang kommenden Jahres im ORF.

Ludwig

Ludwig Reiter, Theologieprofessor und Seelsorger aus Kärnten, wird 1913 als Vizerektor des österreichischen Pilgerhospizes nach Jerusalem berufen – und landet in einer ihm fremden orientalischen Welt. „Ludwig" ist der Debütroman des NU-Autors Michael J. Reinprecht. Eine Leseprobe.

Anfang Oktober 1913 war Ludwig dann in Jaffa angekommen, nach der sechstägigen Reise von Triest mit dem Liniendampfer der Linie Lloyd Austriaco.

Die Reise war anstrengend gewesen. Die See unruhig, während der Fahrt mit dem Liniendampfer der Lloyd hatte er sich mehrfach übergeben müssen. Zeit, die endlose Weite des Mittelmeeres zu genießen, den immerblauen Himmel, der sich wie ein schützendes Zelt über die Schaumkronen der hohen Wellen gewölbt hatte, blieb ihm nicht. Da halfen auch die die Reisenden der II. Klasse umsorgenden Stewards nichts, auch nicht die Künste der Lloyd-Köche, die die an Bord frisch geschlachteten Rinder köstlich zubereitet hatten. Gleich nach der Ankunft in Jaffa war er, Hinweisen des Baedeker folgend, im Hotel du Parc abgestiegen. Er blieb dort für drei Tage, erkundete die Stadt, akklimatisierte sich, genehmigte sich ein wenig Luxus nach der langatmigen Anreise.

Der Zufall wollte es, dass Ludwig gerade zu Beginn des jüdischen Neujahrsfestes Rosch Haschanah in Jaffa eingetroffen war. Auf den Straßen, auch im Hotel wünschten die meisten Gäste einander ein gutes und süßes Neues Jahr, „shana towa u-metuka", viele Juden waren in weiße Gewänder gehüllt. „Die Farbe Weiß als Symbol der Reinheit ist ein schönes Zeichen für das jüdische Neujahr, das in eine Zeit der Buße fällt, die in dem ein paar Tage später folgenden Yom-Kippur-Fest ihren Höhepunkt erreicht", murmelte Ludwig gedankenverloren, als müsse er einem Fremden die Bedeutung dieser hohen jüdischen Festtage erklären.

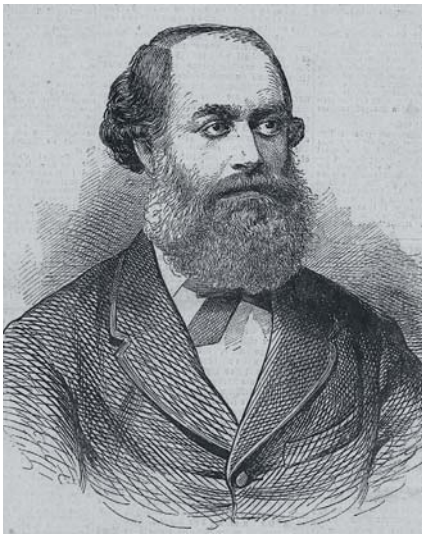
Für die kommenden Tage hatte er sich vorgenommen, sich in die Altstadt Jerusalems zu begeben und die Klagemauer zu besuchen und sich diesen Anziehungspunkt des Judentums näher anzusehen. Das Judentum war ihm fremd geblieben, die Wirklichkeit der jüdischen Welt verborgen, trotz seines Theologiestudiums in Wien, das in seinem Curriculum auch die Befassung mit dem mosaischen Glauben zum Inhalt hatte. Nach dem kurzen Halt in Jaffa nahm er den Zug hinauf zu den Hügeln der Heiligen Stadt.

Jetzt in der Altstadt von Jerusalem, die er nach dem Maultierritt über die staubige Straße, welche vom Bahnhof zur Stadt führte, durch das Damaskustor, vorbei an Dutzenden dort lagernden und auf Lasten wartenden Kamelen, deren Mööp-Laute die Rufe der Händler und Kameltreiber noch übertönten, betrat, hatte Ludwig nun Ruhe, Zeit und Muße, an dem auf die Gasse platzierten kleinen Tisch des Hummus-Ladens Al-Shukry, unweit des Hospizes, auszuschnaufen und das orientalische Treiben zu beobachten: Nach langen Tagen der Reise war Ludwig *angekommen*, an seinem neuen Bestimmungsort, an dem er die kommenden Jahre verbringen sollte, in Jerusalem, der Heiligen Stadt.

Palästina, Jerusalem – trotz der Literatur, die er in Vorbereitung auf seine Übersiedlung ins Zentrum der Christenheit gelesen hatte – waren ihm ein unbeschriebenes Blatt, die lärmende Stadt neu.

Händler trieben ihre mit allerlei Waren beladenen Maultiere durch die engen Gassen, der Duft exotischer Gewürze, von Orangen und Limonen vermischte sich mit dem Geruch fetter Hammelbraten, den Ausdünstungen der Tragetiere, ihrem Dung und dem Abfall in den Rinnsalen. Stattliche Popen, griechisch-orthodoxe Priester mit ihren wuchtigen Bärten, in ihren schwarzen Gewändern und hohen Kopfbedeckungen gingen da neben jemenitischen Juden mit langen Schläfenlocken; Araber in ihren langen, weißen Gewändern und Turban ähnlichen Kopfbedeckungen spielten Backgammon mit Türken mit dem roten Fez, während russische Juden in ihren schwarzen Kaftans bei einem Straßenverkäufer köstlich duftenden türkischen Kaffee tranken. Wasserträger, Limonadenverkäufer strichen durch die Gassen, und ein alter Araber betrat die Hummus-Bude und fächelte mit seinem Weihrauchgefäß süßliche, nach feiner Vanille und Zimt duftende Schwaden in das Café, dessen Inhaber ihn mit zwei Münzen entlohnte. „Ganz und gar nicht der Weihrauch, den ich von unseren heiligen Messen kenne", dachte Ludwig und nahm einen Schluck Tee aus dem vor ihm abgestellten Gläschen. Ihm wurde fast schwindlig von diesen fremden Eindrücken.

Michael J. Reinprecht
Ludwig
edition pen/Löcker,
Wien 2020
188 S., EUR 19,80



Leopold Landsteiner (1817–1875) gründete gemeinsam mit August Zang „Die Presse".

Max Friedländer (1829–1872) und Michael Etienne gründeten 1864 die „Neue Freie Presse".

Unter Moriz Benedikt (1849–1920) wurde die „Neue Freie Presse" zur auflagenstärksten Zeitung Österreichs.

Hundert Mal Judentum

In ihrem jüngst erschienenen Buch „100 x Österreich: Judentum" reflektiert die Direktorin des Jüdischen Museums Wien, NU-Herausgeberin Danielle Spera, österreichisch-jüdische Geschichte anhand hundert ausgewählter Themen aus Wissenschaft, Kunst, Medizin, Sport und Politik. Ein Auszug aus dem Kapitel über jüdische Zeitungsmacher.

Das Revolutionsjahr 1848 bedeutete für die Wiener Jüdinnen und Juden einen Schritt zur Veränderung. Als der Arzt und Politiker Adolf Fischhof am 13. März 1848 in Wien die wesentlichen Forderungen der Revolution nannte, war auch die Pressefreiheit darunter. In der Folge entwickelte sich das Pressewesen rasant und wurde bis 1938 wesentlich von jüdischen Journalisten geprägt. Leopold Landsteiner (1817–1875) gründete gemeinsam mit August Zang *Die Presse*, deren Chefredakteur er wurde, und weitere Zeitungen, wie den *Wiener Telegraph*. 1849 übernahm er für ein halbes Jahr die *Österreichische Reichszeitung* und gründete die populäre *Morgenpost*. Landsteiner und seine Frau Fanny waren die Eltern des Entdeckers der Blutgruppen, Karl Landsteiner. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts sorgten die zunehmende Industrialisierung, der technische Fortschritt, der wirtschaftliche Aufschwung und der dem Freiheitsgedanken verhaftete Liberalismus für eine Aufwärtsentwicklung in der österreichischen Presselandschaft.

Als Konkurrenz zur 1896 eingestellten *Presse* entstand 1864 die von Michael Etienne und Max Friedländer gegründete *Neue Freie Presse*, die hohen Wert auf das Feuilleton, Wirtschafts- und Kulturberichterstattung legte. Hier schrieben u.a. Theodor Herzl, Eduard Hanslick oder Daniel Spitzer, Autor der *Wiener Spaziergänge*. Unter ihrem einflussreichen Chefredakteur Moriz Benedikt (1849–1920) wurde die *Neue Freie Presse* zur auflagenstärksten Zeitung des Landes, in der die bekanntesten Journalisten schrieben. Die großbürgerlich-liberale Zeitung wurde nach dem Tod von Moritz Benedikt von seinem Sohn Ernst Martin Benedikt geleitet. 1938 wurde die Zeitung „arisiert", die 22 jüdischen Journalisten entlassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die *Neue Freie Presse* zur heutigen Tageszeitung *Die Presse*.

1867 erschien das *Neue Wiener Tagblatt* von Moritz Szeps (1835–1902), der zuvor bei der *Morgenpost* tätig gewesen war. Die deutsch-liberal bürgerliche Zeitung stand in Konkurrenz zur *Neuen Freien Presse*. Moritz Szeps galt als der mächtigste Zeitungsmann der Monarchie und war Gründer des Presseclubs Concordia. Mit Kronprinz Rudolf verband ihn eine enge Freundschaft. Er veröffentlichte auch anonyme Artikel, die der Thronfolger geschrieben hatte. 1939 wurde das *Tagblatt* mit dem *Neuen Wiener Journal* zusammengelegt.

Nach dem Börsenkrach 1873 und durch die wirtschaftliche und politische Zuspitzung kam es zur Gründung von ideologisch geprägten Blättern: *Die Reichspost* der Christlichsozialen, *Das deutsche Volksblatt* der Deutschnationalen und die *Arbeiterzeitung* als Zentralorgan der Sozialdemokraten, geprägt durch Victor Adler (1852–1918) und Friedrich Austerlitz (1862–1931). Als Nationalratsabgeordneter arbeitete Austerlitz an der Entwicklung des Pressegesetzes mit. Nach seinem Tod übernahm der Jurist Oscar Pollak (1893–1963) die Chefredaktion. Er engagierte sich im Widerstand gegen das Dollfuß-Regime und gründete die Revolutionären Sozialisten. In der Emigration in Großbritannien arbei-

tete er mit den Geheimdiensten zusammen, um einen Neuaufbau Österreichs vorzubereiten. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm er wieder die Chefredaktion der Arbeiterzeitung und war an der Gründung des Presserats beteiligt. 1961, zwei Jahre vor seinem Tod, legte er sein Amt nieder.

Als Boulevardblatt war ab 1900 die Österreichische *Kronenzeitung*, die 1905 in *Illustrierte Kronenzeitung* umbenannt wurde, bekannt. Ihr Chefredakteur und spätere Präsident der Concordia, Leopold Lipschütz (1870–1939) führte sie zum Erfolg. Nach seiner Emigration wählte Lipschütz gemeinsam mit seiner Frau den Freitod. In der Zwischenkriegszeit wurden zahlreiche Boulevardblätter gegründet. *Die Stunde* war ein reißerisches, gleichzeitig liberales und anti-nationalistisches Blatt von Imre Bekessy (1887–1951). Bettauers Wochenschrift wurde vom Autor des Romans *Stadt ohne Juden*, Hugo Bettauer (1872–1925), herausgegeben, der in seiner Redaktion von einem Nationalsozialisten erschossen wurde. Von den mindestens 900 jüdischen Journalistinnen und Journalisten, die von den Nationalsozialisten vertrieben wurden, kehrten etwa hundert wieder in ihre Heimat zurück. Heute verfügt die jüdische Gemeinde über eine Vielzahl von Zeitschriften: Mit *David*, der *Gemeinde*, der *Illustrierten Neuen Welt*, *NU* oder *Wina* kann man sich jüdischen Themen aus verschiedenster Perspektive annähern.

Hundert Miniaturen

In hundert Miniaturen erzählt Danielle Spera, NU-Herausgeberin und Direktorin des Jüdischen Museums Wien, ebenso detail- wie abwechslungsreich vom jüdischen Leben in Österreich einst und jetzt: von jüdischen Einrichtungen, Synagogen, von jüdischen Denkern, Dichtern, Philosophen und Politikern, die unser Land nachhaltig geprägt haben. Sie schreibt von der Schoah und einer Stadt ohne Juden – und wie schwierig der Neustart nach dem Holocaust war. Sie porträtiert Sigmund Freud, Theodor Herzl und Hedy Lamarr, sie flaniert entlang der Ringstraße, schweift in den Prater und in jüdische Bibliotheken, taucht ein in die Mazzesinsel, besucht jüdische Kaufhäuser und Cafés, feiert jüdische Hochzeiten, Chanukka und Pessach, amüsiert sich über jüdischen Humor. Und erhellt mit ihrem reich bebilderten Band für jüdische und nichtjüdische Leserinnen und Leser gleichermaßen den Reichtum, die Vielfältigkeit, die Schönheit jüdischer Kultur.

Danielle Spera
100 x Österreich: Judentum
Amalthea Verlag, Wien
2020
EUR 25, –

איך אומרים ....?

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA

Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter Dolmetscher für Hebräisch

יוליוס דם
מתורגמן מוסמך לשפה העברית

ÜBERSETZUNGEN - DOLMETSCHUNGEN
DOKUMENTE, VERTRÄGE, BEGLAUBIGUNGEN, ETC.
DEUTSCH – HEBRÄISCH / HEBRÄISCH – DEUTSCH

תרגומים
תעודות, חוזים, אימותים, וכו'
גרמנית – עברית / עברית – גרמנית

Mobil: +43 699 11788119 :טל'
E-Mail: julius@dem.co.at :דוא"ל
www.dem.co.at

mibag wieder gut.

www.mibag.at
24h Notruf 0800 500 808
Mibag Wien 01 6157159

SANIERUNG von BRAND- und WASSERSCHÄDEN
Ob großer Industrieschaden oder kleiner Privatschaden - mibag als Marktführer in Österreich mit qualifizierten Teams, umfangreichem technischen Know-how und hoher Flexibilität kann jedem Schaden gegenübertreten.

Unser Mittelalter! Die erste jüdische Gemeinde in Wien

© HERBERT PETER/ARTUUM ARCHITECTURE 2020

Virtuelle Rekonstruktion der mittelalterlichen Synagoge am Judenplatz, aufbauend auf den archäologischen Ausgrabungen vor Ort.

VON ASTRID PETERLE

Im frühen 13. Jahrhundert siedelten sich Jüdinnen und Juden rund um den heutigen Judenplatz an, wo sie für mehr als 200 Jahre gemeinsam und in engem Austausch mit der christlichen Bevölkerung lebten. Das Ende dieser bedeutenden ersten jüdischen Gemeinde erfolgte auf Befehl des Herzogs Albrecht V., der die Wiener Jüdinnen und Juden in den Jahren 1420/21 berauben, vertreiben und ermorden sowie die Synagoge am Judenplatz zerstören ließ.

Das Herzstück der Ausstellung stellen die bei archäologischen Ausgrabungen freigelegten Fundamente der Synagoge dar. Mittels neuester Technologien wird der virtuell rekonstruierte mittelalterlichen Bau an Ort und Stelle erfahrbar. Der Bogen des Ausstellungsrundgangs spannt sich von der Geschichte der ersten jüdischen Gemeinde bis zu den politischen und zivilgesellschaftlichen Debatten rund um die Entstehung des Schoah-Mahnmals in den 1990er Jahren.

Die Ausstellung lässt die Besucherinnen und Besucher am Prozess des Forschens teilhaben. Das Museum als Ort der Gegenwart macht die Vergangenheit als gleichzeitig fern und mitunter überraschend nah erfahrbar.

Anlässlich des Chanukkafestes wünscht der ÖVP-Parlamentsklub allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift „Nu“ und allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern ein schönes und vor allem friedliches Fest.

Möge für uns alle eine Zeit der Hoffnung und Zuversicht kommen – Friede, Sicherheit und Gesundheit stehen an erster Stelle. Das wünschen wir uns von ganzem Herzen.

Bleiben Sie gesund!

Schalom!

August Wöginger
ÖVP-Klubobmann

© ÖVP-Klub/Sabine Klimpt

Wie Figuren auf einer Bühne

Mit „Onkel Ottos Papiertheater" hat die Journalistin Brigid Grauman ihre Familiensaga festgehalten. Und erweist sich dabei vor allem als hervorragende Erzählerin.

VON MICHAEL PEKLER

Die Familienkomödie beginnt am Klosterneuburger Strand. Kleine Pappfiguren werden auf einer Miniaturbühne herumgeschoben, dafür gibt es ein Libretto und sogar Livemusik einer Konzertpianistin. „Das Papiertheater und die Erinnerungen und Bilder, die ich gesammelt habe, sind kleine Bruchstücke unserer Herkunft", schreibt Brigid Grauman. „Aus diesen habe ich lebendige Menschen herausgekitzelt, doch mir ist bewusst, dass ich sie neu erfunden habe und sie Dinge denken ließ, von denen ich glaube, dass sie sie gedacht hätten."

Zum ersten Mal begegnet man dem in einem Döblinger Atelier entstandenen Theater in einer dreistöckigen Villa in Klosterneuburg im Jahr 1932. Es dient zu einer heiteren Privatvorstellung, über die sich Brigid Graumans Vater Robert, genannt Bob – der später in Frankreich und den Vereinigten Staaten leben sollte –, noch als kleiner Bub freuen kann. Doch mit dem Ende der Vorführung setzt mit *Onkel Ottos Papiertheater* eine andere Geschichte ein: eine außergewöhnliche jüdische Familiensaga.

Rekonstruktionen

Gleich im ersten Kapitel *Ein lustiger Nachmittag*, achtzig Jahre lang konserviert beschreibt die 1953 geborene Journalistin Grauman, wie sie die vielen Verwandten, die ihre Familiengeschichte bevölkern, betrachtet: nicht nur als Väter und Söhne, Mütter und Töchter, Brüder und Schwestern der beiden Familien Flatter und Grauman – sondern eben auch als Figuren. „Mir ist klar, dass sie sich selbst oder einander in meinen Rekonstruktionen vielleicht nicht wiedererkennen würden." Das mag auf den ersten Blick despektierlich klingen, zumal nicht weniger als sieben von ihnen Memoiren hinterlassen haben. Doch wie es nicht nur in einer „typischen" jüdischen Familie oft der Fall ist, haben sie alle im Laufe der Jahrzehnte eben auch eine Rolle übernommen. Vielleicht sogar eine ähnliche wie die ausgeschnittenen Figuren im Papiertheater von Graumans Onkel Otto.

Nirgendwo zugehörig

Es ist eine Familiengeschichte, die zurückführt ins 19. Jahrhundert nach Lomnice in Mähren, wo Graumans Urgroßvater Siegmund aufwuchs („Ich stelle mir vor, dass der Boden im kleinen Haus aus gestampfter Erde bestand"). Graumans Schilderung, immer wieder von ihren eigenen persönlichen Betrachtungen durchzogen, lässt den politischen und soziokulturellen Wandel im Hintergrund vorüberziehen: von den 1870er Jahren in Wien, wo Siegmund „mit zwei Groschen in der Tasche" ankam, die Große Depression durchtauchte und bis zu seinem Tod ein Anhänger von Kaiser Franz Joseph blieb; über das Fin de Siècle und das Gefühl der Sicherheit, mit dem die Familie in der Brigittenau lebte („In dem Jahr, in dem Emma geboren wurde, 1895, wählte Wien die erste antisemitische Stadtregierung Europas"); die Geschichte geht weiter zum Zusammenbruch der Monarchie und zu den Zwischenkriegsjahren mit der Sympathie der jüdischen Familie für die österreichischen Sozialisten und setzt sich fort mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten.

Bereits in diesen ersten Kapiteln – die Familiensaga reicht bis in die frühen 1970er Jahre, blickt nach Genf, Frankreich, Kuba, die Vereinigten Staaten und Cardiff – beweist Grauman, dass sie eine hervorragende Erzählerin ist. Sie verdichtet und erweitert die fremden und ihre eigenen Erinnerungen, schildert voller Empathie das scheinbar Alltägliche, ohne den Blick aus der Distanz auf das Ganze aus den Augen zu verlieren. Vor allem aber ist auch die Gegenwart – durch viele Reisen an die diversen Schauplätze – immer greifbar: Grauman erzählt vom Friedhofsbesuch mit dem Vater und später mit den Schwestern in Lomnice („Wir tranken Bier und aßen Gulasch im Gasthaus, von dem aus er und ich den Rabbi gesehen hatten") ebenso wie von ihrem Besuch bei jenem Onkel, der in der Freien Tschechischen Armee kämpfte, nach Wales auswanderte und das Papiertheater verwahrte („Ich war nie religiös, obwohl ich eine stattliche Anzahl an Kippas besitze").

Was oft als „lebendige Erinnerung" bezeichnet wird, hier kann man sie lesen, etwa jene an das Jahr in Tel Aviv, nachdem sich die Eltern getrennt hatten und Grauman mit ihrer katholisch-irischen Mutter Aislinn zu deren damaligem Partner, einem in Palästina geborenen Juden, nach Israel zog („Aislinn brachte uns in ein jüdisches Jugendzentrum, und ich gewann ein Buch für die Schnelligkeit, mit der ich Kartoffeln schälte").

„Mein persönliches Gefühl von Jüdischsein wurzelt darin, nirgendwo zugehörig zu sein – eine von vielen Definitionen, was es bedeutet, Jude zu sein", schreibt Grauman. Auch davon erzählt diese sich über ein Jahrhundert erstreckende, mit zahlreichen Fotografien versehene und ausnehmend schön gestaltete Saga.

Brigid Grauman
Onkel Ottos Papiertheater
Eine jüdische Familiensaga
Edition Konturen, Wien/Hamburg 2020

„Der Umgang mit dem Holocaust hat sich verändert“

© ISRAEL MUSEUM JERUSALEM

Der „Ruth Youth Wing“ für Kunsterziehung im Israel Museum gilt als einzigartig in Ausdehnung und Umfang. Besondere Aktivitäten fördern den interkulturellen Austausch zwischen jüdischen und arabischen Kindern.

Wie bildet man die Schoah ab? Diese Frage steht seit Jahrzehnten im Mittelpunkt des Diskurses über die Weitergabe des Wissens um die Vertreibung und Ermordung des europäischen Judentums. Ein Gespräch mit Ido Bruno, Direktor des Israel Museums in Jerusalem.

VON DANIELLE SPERA

NU: Sehen Sie in der Art und Weise, wie die israelische Gesellschaft mit dem Thema Schoah umgeht, einen Unterschied im Vergleich zur Diaspora?

Ido Bruno: Aus meiner Sicht verändert sich gerade sehr viel. Als ich in den 1960er Jahren in Israel aufwuchs, gab es noch viele Holocaust-Überlebende, ihre Präsenz war sehr stark. Ehemalige KZ-Häftlinge mit den am Arm eintätowierten Nummern gehörten damals einfach zum Straßenbild. Heute hingegen sind viele junge Menschen in Israel – und in aller Welt – weder einem Holocaust-Überlebenden begegnet, noch haben sie durch ihre Familien einen Bezug zu den historischen Fakten. Das heißt, die jüngere Generation muss in der Schule oder in außerschulischen Einrichtungen, wie Museen, über den Holocaust lernen.

Gleichzeitig handelt es sich um einen zentralen Teil der Geschichte des jüdischen Volkes und des israelischen Bewusstseins – es gibt sicher in ganz Israel niemanden, der noch nie von der Schoah gehört hat, und wir haben natürlich auch unseren offiziellen Holocaust-Gedenktag. Diese Schreckenszeit in der jüdischen Geschichte sollte nie auf die Geschichtsbücher beschränkt bleiben, als wäre sie nur eine historische Episode unter vielen. Ich bin aber auch überzeugt, dass es in anderen Ländern viele Menschen gibt, die vielleicht noch nie etwas über die jüdische Geschichte oder den Holocaust gehört haben.

Wie kann man darauf reagieren?

Hier kann die Entstehungsgeschichte des Staates Israel einen Zugang zur Wissensvermittlung über den Holocaust bieten. Sie umfasst mehrere Generationen, von den Großeltern, die als Überlebende der Schoah aus Europa und anderen Ländern kamen, über ihre Kinder und Enkel bis zu den Urenkeln. Sie haben heute durch ihre Familiengeschichte einen Bezug zum Holocaust – gewissermaßen eine Rückkehr zur Geschichte ihrer Familien und Gemeinden, aus denen sie stammten. Die wunderbare Geschichte der Staatsgründung ist in Israel weithin bekannt und kann als Einführung oder Ausgangspunkt dienen.

In den USA oder in Europa hingegen braucht es einen anderen Ansatz. Israel verfügt mit Yad Vashem über eine offizielle Gedenkstätte und Bildungseinrichtung, die dem Gedenken und der Information über die Schoah dient und die dieser Mission in umfassender Weise nachkommt. Es besteht daher kaum Bedarf für andere Museen, das historische Narrativ zu präsentieren. Das gibt anderen Kulturinstitutionen in Israel in gewissem Sinn die Freiheit, sich mit der Schoah aus anderen Perspektiven auseinanderzusetzen; so kann das Publikum das Thema aus einem anderen Blickwinkel betrachten oder sich in manchen Fällen mit Fragen befassen, die nur indirekt auf den Holocaust Bezug nehmen.

Wir im Jüdischen Museum Wien hören immer wieder die Kritik, dass wir nicht genug Bilder zeigen, die den Schrecken dokumentieren.

Ich glaube, wenn man die Geschichte des Judentums nur aus der Opferperspektive erzählt, entgeht einem die Chance, die vielfältige und reiche jüdische Kultur und die Bedeutung des Judentums im Lauf der Ge-

Wenn man die Geschichte des Judentums nur aus der Opferperspektive erzählt, entgeht einem die Chance, die reiche jüdische Kultur vor und seit dem Holocaust zu präsentieren.

schichte, in den Generationen vor und seit dem Holocaust, zu präsentieren. Man kann über die Schoah sicher auch ohne explizites Bildmaterial sprechen und aufklären. Es gibt viele Wege, die Schoah zu vermitteln. Ein jüdisches Museum sollte ein jüdisches Museum sein; wenn es Bedarf an einem Museum gibt, das spezifisch dem Holocaust gewidmet ist, dann sollte man eines errichten, wobei es natürlich nicht dazu kommen sollte, dass der Eindruck entsteht, die Schoah werde ignoriert oder verdrängt. Ich glaube, dass ein jüdisches Museum, das sich nur mit dem Holocaust befasst, in gewisser Weise an seiner Raison d'être vorbeigeht, auch wenn Erinnerung und Gedenken stets einen zentralen Platz einnehmen sollen.

In den Vereinigten Staaten arbeitet man mit Hologrammen von Schoah-Überlebenden, die fast wie lebende Menschen wirken und die mit Hilfe von Computerprogrammen Fragen beantworten können – sozusagen virtuelle Zeitzeugen, deren Einsatz vielfach diskutiert wird.

Ich habe diese Hologramme noch nicht gesehen. Aber ich möchte in diesem Zusammenhang noch einmal auf Yad Vashem hinweisen: Dort sind reale Objekte ausgestellt, und ich glaube, dass das kleinste persönliche Objekt, wenn es authentisch ist und eine Geschichte erzählt, die stärkste und eindringlichste Wirkung hat. Manche Holocaust-Museen zeigen auch Kunstwerke, die von KZ-Häftlingen geschaffen wurden. Ich finde das interessant, weil damit ein weiterer Aspekt des Narrativs angesprochen wird. Aber man sollte sich unbedingt bemühen, Originale zu zeigen; wenn man mit Kopien arbeitet, ist es zweifelhaft, ob sie ebenso eindringlich wirken würden.

Glauben Sie, dass die Tatsache, dass es bald keine Zeitzeugen mehr geben wird, einen Einfluss auf die Arbeit von Museen haben wird?

Natürlich wird das nicht ohne Folgen bleiben. Diese Entwicklung begleitet uns jetzt seit einigen Jahren, auch wenn sie zum Glück langsam voranschreitet. Wie gesagt, als ich ein Kind war, war es etwas Alltägliches, KZ-Überlebenden zu begegnen. Auch wenn nicht über das Thema gesprochen wurde, blieb es immer präsent. Das ist heute nicht mehr so; und damit hat auch das Thema selbst irgendwie an Bedeutung verloren. Holocaust-Museen stehen daher vor der Aufgabe, sich neue Strategien zu überlegen – die meisten haben seit vielen Jahren mit Zeitzeugen gearbeitet und sich auf diese Entwicklung mit Aufnahmen von Interviews und so weiter vorbereitet; auch die Hologramme von Holocaust-Überlebenden gehen letztlich auf eine solche Idee zurück. Jüdische Museen betrifft das kurzfristig noch nicht, je nachdem, was für sie inhaltlich und in der Vermittlung im Vordergrund steht. Aber wenn wir an die Zeit in 50, 100 oder 200 Jahren denken, müssen unsere Nachkommen die Holocaust-Erzählung möglicherweise neu überdenken und mit mehr Nachdruck vermitteln.

Hat sich der Umgang der jüdischen Museen mit der Schoah in den letzten zwanzig Jahren in Ihrer persönlichen Wahrnehmung verändert?

Ich glaube, die Auseinandersetzung mit dem Thema Holocaust hat sich insgesamt verändert. Vor 20 oder 25 Jahren konnte man über den Holocaust nur mit tiefem Ernst und auch einer gewissen Dramatik sprechen. Für Humor oder Ironie war da kein Platz. Das in den 1980er Jahren veröffentlichte Comic *Maus. Die Geschichte eines Überlebenden* wurde vielfach als völlig absurd abgetan, obwohl diese Bildgeschichte sehr dunkel war und ganz und gar nichts Lustiges vorkam. Roberto Benignis Film *Das Leben ist schön* war ein Wendepunkt. Zwar erntete der Film viel Kritik, aber er stand auch für einen neuen Zugang zum Holocaust. In meiner Kindheit wäre jede Leichtigkeit in der Behandlung des Holocaust ausgeschlossen gewesen; das war gänzlich unvorstellbar. Heute gibt es ganz andere Wege, die Schoah in kulturellen, künstlerischen und literarischen Zusammenhängen zu thematisieren.

Es verändert sich viel, und das bedeutet, dass junge Menschen, deren Familien nicht direkt vom Holocaust betroffen waren, sich dem Thema auf ganz andere Weise nähern und sich aussuchen können, wie sie sich darüber informieren wollen. Ich sehe das als eine positive Veränderung, in dem Sinne, dass das vermutlich der einzige Weg ist, wie man neue Publikumsschichten an das Thema heranführt. Wenn es richtig gemacht wird, kann das die Wissensvermittlung über den Holocaust bereichern. Das Thema wird damit nicht herabgewürdigt, sondern man kann im Gegenteil den Respekt und das Verständnis jedes Einzelnen dafür vertiefen.

Fest steht, dass das Gedenken an den Holocaust und seine Opfer, ebenso wie die Vermittlung von Wissen darüber, übergeordnete Zielsetzungen sind. Doch zugleich sind das nicht die einzigen Ziele, die heute angestrebt werden – es gibt auch die Lehren, die die Welt daraus ziehen kann, um sicherzustellen, dass er sich nie wiederholen wird.

Dieses Gespräch ist ein Auszug aus „Die Zukunft der Erinnerung. Jüdische Museen und die Schoah im 21. Jahrhundert" (12. Band des Wiener Jahrbuchs für jüdische Geschichte, Kultur und Museumswesen), hg. v. Danielle Spera und Astrid Peterle. Wien, 2020.

Das Toleranz-Paradoxon

Ob der Mensch ein guter ist, man weiß es nicht. Unumstritten steht aber fest, dass Ronni Sinai und Nathan Spasić nicht Kantor und Innenminister werden wollen.

Ronni: Nathan, mein Lieber, mich beschäftigt etwas, ich bekomme kaum ein Auge zu ...

Nathan: Nu, wieso? Bist du etwa positiv? Schließlich ist das heutzutage ja das neue negativ. Oder umgekehrt.

Ronni: Nein, das heißt, ja, ich bin Covid-negativ. Bis jetzt. Aber ich hab da so ein Buch gelesen, dass der Mensch im Grunde gut sei.* Nun hab ich da allerdings meine Zweifel: Die Trumpianer, die Verschwörungsmythiker, die Terroristen, ich selbst, alle miteinander sind doch meschugge, und das ist ein schmeichelhafter Begriff.

Nathan: Ich bin beruhigt. Auch weil mit Trump die letzten Verschwörungstheoretiker aus dem Weißen Haus ziehen. Doch ob die Nachfolge „im Grunde gut" ist – das bezweifle ich. Was bedeutet das denn überhaupt? Denkst du, dass wir alle einen guten Kern in uns haben?

Ronni: Du bestimmt, Nathan. Was mich betrifft, bin ich mir nicht so sicher. Woraus besteht der gute Kern denn? Dringt man zu ihm überhaupt vor, so zerfällt er schon beim Hinsehen zu Staub. Ich bin vielleicht ein guter Mensch, aber ein schlechter Jude. Warum? Na, weil ich Leute nicht mag, bei denen es umgekehrt ist. Und Toleranz ist doch *die* gute Eigenschaft schlechthin, nu? Leben und Trump leben lassen. Wo ist denn bei dir die rote Linie der Toleranz überschritten?

Nathan: Das gute alte Toleranz-Paradoxon. Wie kann man beispielsweise einem Menschen tolerant gegenüberstehen, der andere aufgrund ihrer Herkunft oder Religion diskriminiert? An das Gute per se glaube ich nicht. An das Schlechte im Übrigen auch nicht. Ich denke, dass die Zuschreibung immer ein wenig das Werkzeug der Obrigkeit ist. Wir haben das ja nach dem Attentat in der Wiener Innenstadt gesehen, wo ganz aufgeregt darüber diskutiert wurde, ob die zwei jungen Männer mit türkischem Migrationshintergrund nun Helden seien oder nicht, weil einer von ihnen offenbar ein Naheverhältnis zu den Grauen Wölfen hätte. Das fand ich eigentlich recht schäbig. Den geretteten Personen wird wohl die politische Orientierung der jungen Männer egal sein.

Ronni: Und genau darum geht es unter anderem in dem Buch von Bregman. Wenn vermeintliche Feinde einander in Stresssituationen gegenüberstehen, kommen sie einander emotional sehr nahe und zeigen sich auf einmal solidarisch und hilfsbereit. Frontsoldaten hatten angeblich häufig Schießblockaden, als sie sich im Krieg noch von Angesicht zu Angesicht begegneten. Stichwort: Dem Russen lieber einen Tschick anbieten, statt ihn über den Haufen zu ballern. In aller Regel fällt es Menschen deutlich leichter, sich selbst für andere in Gefahr zu begeben, als jemanden zu töten. Ich persönlich töte nur in Ausnahmefällen. Zum Beispiel für Nougatschokolade.

Nathan: Ohne mich allzu sehr in pazifistische Gewässer zu begeben und dir damit die Möglichkeit zu bieten, mich als Hippie abzustempeln, halte ich fest, dass sich die Menschheit grundsätzlich an ein paar der zehn Gebote halten könnte. „Du sollst nicht töten" beispielsweise – oder, wie man in Wien sagt: „Schleich di', du Oaschloch!" Ich denke, dieser Satz ist auch ein Appell an unseren Sicherheitsapparat und die politischen Verantwortlichen. Es ist doch erschreckend, dass Pubertierende mit löchrigem Bart, die gerade erst den Stimmbruch überwunden haben, sich inmitten unserer Stadt zu Attentätern ausbilden und scheinbar ohne große Mühe auf die Gesellschaft losgehen können.

Ronni: Nu, als ich noch jung war, hab ich nicht einmal an löchrigen Bart zusammengebracht. Andernfalls wäre ich vielleicht auch zum Terroristen geworden. Der Stimmbruch hat mich just zur Bar Mizwa erreicht, Grönemeyer hätte nicht besser aus der Thora vorgetragen. Was meinen Gesang betrifft, habe ich mich bis heute nicht wesentlich verbessert, aber ...

Nathan: Kantor wirst du eh keiner mehr. Und du lenkst geschickt vom Thema ab.

Ronni: Ja, hab ich von unseren Politikern gelernt. Dabei trage ich gar keine Verantwortung. Zurücktreten tu ich auch nur zur Verteidigung. Apropos Rücktrittskultur. Ich finde, man sollte Verantwortlichen eine Chance geben, die Dinge aufzuklären und in Ordnung zu bringen. Es kommt außerdem selten was Besseres nach. Oder reißt du dich um den Posten des Innenministers?

Nathan: Ich denke, mit Kickl wurde ein Tiefpunkt österreichischer Sicherheitspolitik erreicht, so gesehen kann es nur noch bergauf gehen. Und in diesem optimistischen Geiste schlage ich vor, dass wir uns auf Folgendes einigen: Du wirst nicht Kantor und ich nicht Innenminister – und das ist auch gut so. Mein letztes Wort.

Ronni: Ach Nathan, dein vorletztes!

* „Im Grunde gut" von Rutger Bregman (siehe S. 47).

„Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!"

Eine neue Verfassung

VON PAUL CHAIM EISENBERG

Vor einem Jahr wurde ich von Globart Academy – einer gescheiten Organisation – angeschrieben, die anlässlich 100 Jahre österreichische Bundesverfassung 36 Personen aus Kunst, Wissenschaft und öffentlichem Leben zu einem Gedankenexperiment einlud. Die Eingeladenen mögen Ideen zu einer „neuen Verfassung" zu Papier zu bringen, diese wiederum sollten beim Festakt am 10. November 2020 im Plenarsaal des Parlaments am Rednerpult verlesen werden. Die Texte wurden geschrieben, aber zur Verlesung kam es natürlich nicht, sie werden jedoch in einer Druckfassung veröffentlicht werden. Mein Beitrag, etwas aktualisiert, lautete wie folgt.

Krieg und Frieden

Jedes Land braucht ein Militär, das ist unbestritten. Aber schon seit dem 20. Jahrhundert oder sogar früher haben Staaten, die vor einem bewaffneten Konflikt standen, immer aufgerüstet, um stärker als der mögliche Gegner zu sein.

Meine Verfassung ist nicht nur für Österreich, mit solch kleinen Staaten gibt sich der Rabbiner nicht ab. Sie ist für die ganze Welt bestimmt.

Militär braucht man, aber eine faire Abrüstung der Weltgemeinschaft wäre jedenfalls gescheiter und billiger. Das ersparte Geld könnte man viel nützlicher in den Kampf gegen den Hunger und gegen die Klimaerwärmung einsetzen. Mein Vorschlag für Österreich wäre, keine neuen wertlosen, aber teuren Abfangjäger zu kaufen. Es steht zwar in der Verfassung, dass jedes Land seinen Luftraum schützen muss, aber müssen es urteure Abfangjäger sein? In letzter Zeit sind leider schon einige Male irrtümlich Passagierflugzeuge von Abfangjägern abgeschossen worden. Ich schlage daher vor, den Schutz des österreichischen Luftraums durch Helikopter und Drohnen durchführen zu lassen. Außerdem glaube ich als unverbesserlicher Optimist, dass dank der EU ein Krieg in Europa sehr unwahrscheinlich ist.

Bei Staatsbesuchen ist es vollkommen unnötig, Salutschüsse abzugeben oder Gardesoldaten aufmarschieren zu lassen. Stattdessen sollten Kinder mit Blumen auftreten. Der Empfang mit „militärischen Ehren" ist in meinen Augen unnötig. Das Militär ist keine Ehre, sondern eine Notwendigkeit.

Konflikte und Lösung

Bei Friedensverhandlungen zur Lösung territorialer Konflikte sollte nur wenig Rücksicht darauf genommen werden, welches Volk für sich beansprucht, früher dort gewesen zu sein. Wer vor hundert, fünfhundert oder tausend Jahren dort gelebt hat, ist völlig egal. Entscheidend ist, wer heute dort lebt. Die österreichischen Beispiele hierfür sind Südtirol und Südkärnten. Der langjährige Ortstafelstreit in Kärnten war völlig unnötig. Ich habe im Jahre 2019 einen Vortrag in Kärnten gehalten. Auf der Ortstafel stand groß „Tainach" und etwas kleiner darunter „Tinje". Und heute kräht kein Hahn danach.

Wer Frieden haben will, muss sich von Stehsätzen verabschieden. Ich gebe drei Beispiele:

1. Das war schon immer so.
2. Wir haben schon alles versucht, aber es hat nichts genützt.
3. Wir wollen ja den Frieden, aber die anderen nicht.

Manche meiner Freunde sagten mir, dass meine Position „meschugge" sei, deshalb möchte ich eine noch extremere kurze Anregung eines meiner Kollegen erwähnen. Ein bekannter Designer kann sich vorstellen, dass die österreichische Nationalflagge verändert wird, d. h. nicht mehr rot-weiß-rot sein soll. Ich habe im Internet gefunden, dass die rote Farbe das Symbol für Blut ist und Weiß das Symbol für Unschuld. In meinem Gedächtnis geht dies auf eine Schlacht zurück, in der ein Ritter so viele Feinde tötete, dass sein Hemd ganz blutig war. Er trug im Kampf eine Schärpe, und als er sie nach der Schlacht herunternahm war sein Hemd rot-weiß-rot...

Eine Verfassung kann ich also schreiben, aber zum Attentat in der Wiener Innenstadt fehlen mir die Worte...

Hoffentlich seid Ihr, liebe Leserinnen und Leser, trotz des Lockdowns, in einer guten Verfassung. Und hoffentlich können wir zu Chanukka nicht nur die Befreiung von den Griechen feiern, sondern die Befreiung vom Lockdown.

Autorinnen und Autoren

Tim Cupal
ist seit vielen Jahren Auslandsberichterstatter des ORF. Er ist Korrespondent in Israel und leitet seit 2019 das ORF-Büro in Tel Aviv.

Paul Chaim Eisenberg
ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.

Deborah Engelberg
absolviert ein Gap-Year-Programm von Young Judea in Israel, bevor sie ihr Studium an der Brandeis University antritt.

Martin Engelberg
ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat (ÖVP), Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, bis 2017 Herausgeber sowie ständiger Autor von NU

Gabriele Flossmann
ist freie Autorin. Die Filmexpertin hat viele Jahre das Filmressort der ORF-Kulturabteilung geleitet und ist mit Filmschaffenden weltweit bestens vernetzt.

Eric Frey
ist Chef vom Dienst bei der Tageszeitung *Der Standard*, Österreich-Korrespondent der Londoner Wirtschaftszeitungen *Financial Times* und *The Economist* sowie Buchautor und Präsident von Or Chadasch Wien.

Peter Frey
lebt seit vierzig Jahren in den USA und ist Vorstandsmitglied der liberalen jüdisch-amerikanischen Organisation J Street.

Johannes Gerloff
hat evangelische Theologie in Tübingen, Vancouver und Prag studiert und lebt seit 1994 in Jerusalem.

Stephan Grigat
Der Politikwissenschafter und Uni-Dozent (in Wien, Passau und Haifa) ist Herausgeber zahlreicher Bücher, u.a. *Iran – Israel – Deutschland. Antisemitismus, Außenhandel und Atomprogramm* und *AfD & FPÖ. Antisemitismus, völkischer Nationalismus und Geschlechterbilder.*

Abualwafa Mohammed
ist islamischer Theologe und Religionspädagoge in Wien, Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Hochschule Freiburg i.Br. und forscht zur islamischen Friedensbildung an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. Er steht für einen zeitgemäßen und europäischen Islam (www.abualwafa.at).

Michael Pekler
ist Journalist und NU-Chef vom Dienst. Er schreibt u.a. für den Berliner *Freitag*, den Wiener *Falter* und das Zürcher *Filmbulletin*.

Michael J. Reinprecht
Der Diplomat war European Fellow an der USC in Los Angeles und davor Leiter der Nahostabteilung des Europäischen Parlaments in Brüssel sowie Direktor des Informationsbüros des EU-Parlaments in Wien. Soeben ist sein Romandebüt *Ludwig* erschienen.

Fritz Rubin-Bittmann
wurde 1944 in einem Keller in Wien-Leopoldstadt geboren. Er und seine Eltern überlebten die nationalsozialistische Diktatur unter ständiger Lebensbedrohung als U-Boote. 2017 wurde dem Arzt der Berufstitel Professor verliehen.

Andrea Schurian
Die NU-Chefredakteurin ist Kolumnistin der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung *Der Standard*.

Ronni Sinai
ist als freier Mitarbeiter für das NU-Magazin tätig und teilt sich mit Nathan Spasić das vorletzte Wort.

Nathan Spasić
ist freischaffender Journalist und Fotograf aus Wien. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechtsextremismus. Er studiert zudem an der Universität für angewandte Kunst.

Danielle Spera
Die NU-Herausgeberin ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.

Guido Steinberg
ist promovierter Islamwissenschaftler und in der Forschungsgruppe Naher/Mittlerer Osten und Afrika der Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP) tätig. Er forscht u. a. zur Politik der VAE und Saudi-Arabien. Soeben ist sein Buch *Krieg am Golf* (Droemer) erschienen.

Maria Sterkl
ist Israel-Korrespondentin der Tageszeitung *Der Standard* und freie Autorin, unter anderem bei der *Zeit*.

René Wachtel
lebt in Wien, ist selbstständig.

Impressum

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
Danielle Spera (Herausgeberin)
Andrea Schurian (Chefredakteurin)
Michael Pekler (Chef vom Dienst)
Vera Ribarich (Lektorat)
Nathan Spasić (Online)

SATZ & LAYOUT
Richard Klippfeld
DRUCK
Riedeldruck GmbH
Bockfließerstraße 60, 2214 Auersthal

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfgasse 3

Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung:
NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen.
NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Unser Mittelalter!

DIE ERSTE JÜDISCHE GEMEINDE IN WIEN

Jüdisches Museum Wien
Judenplatz

Ab März 2021
Judenplatz 8, Wien 1 · www.jmw.at

Stadt Wien | Kultur
Bundeskanzleramt

mehr wien zum leben.
wienholding
Ein Unternehmen der Stadt Wien

Kinder brauchen gleiche Chancen.

Spenden Sie Bildung.

Vielen Dank für Ihre Online-Spende auf: kurier.at/lernhaus

SPENDE STEUERLICH ABSETZBAR Reg. Nr. SO 2234

©iStockphoto/JoyImage

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien
Zulassungsnr.: 02Z033113M

KURIER AID AUSTRIA Lernhaus

Für bildungsbenachteiligte Kinder.

IBAN: AT71 3100 0000 0099 9995
BIC: RZBAATWW

ÖSTERREICHISCHES ROTES KREUZ

KURIER